Paul de Kock's humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Fünfundneunzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

Zizine.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1846.

Lindauersche Bibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Der Bär von Chateau-Thierry.

Ich brauche nicht zu sagen, daß Chateau-Thierry ein hübsches Städtchen ist, auf dem rechten Ufer der Marne, etwa zwanzig Stunden von Paris; daß es amphitheatralisch an den Ufern des Flusses sich erhebt; daß zahlreiche Schiffe, welche ununterbrochen mit Mundvorräthen nach Paris segeln, ihm das heitere Aussehen einer Handelsstadt verleihen; endlich daß der berühmte Fabeldichter, Johann von Lafontaine, der seinen Geist in eine Thiermaske verhüllte (darin sehr verschieden von unseren modernen Schriftstellern), daraus entsprossen ist. Das Alles steht im geographischen Handlexikon für Jeden, der es noch nicht weiß.

Minder bekannt ist die Gesellschaft von Chateau-Thierry; doch kann man sich nach seinen Erfahrungen in einer beliebigen Provinzialstadt einen beliebigen Begriff davon machen. Man ist nämlich dort neugierig, geschwätzig, übelredend; Adelige, wenn es welche gibt, gehen nur mit sich selber um; der Beamtenstand ladet nur reiche, angesehene Bürger von zweiter Klasse ein; die dritte Klasse besteht aus geringen Leuten, Künstlern und Proletariern. Jede dieser drei Klassen hört gerne von der andern

Uebles reden. Die Aristokratie herrscht übrigens dermaßen darin, daß zwei Nachbarn einander nicht grüßen, wenn sie nicht dieselbe Gesellschaft besuchen. Kurz, es ist dort eine kleine Welt, denn ich kenne sehr große Städte, wo die gleichen Vorurtheile herrschen. Die arme Aristokratie, welche man mit der Wurzel ausrotten, welche man mit Spott vernichten wollte, man findet sie dennoch immer wieder in Palast und Hütte, in Dorf und Stadt. Das Wort kann man streichen, die Sache bleibt.

Scheint sie auch im Salon eines Herzogs oder eines Marquis despotisch zu regieren, so werdet Ihr sie in gleicher Weise im Hause des Banquiers wiederfinden, wo der dicke Kapitalist den Kleinhändler über die Achsel ansieht, wo die Frau des Wechselagenten mit ihrer Toilette die Frau eines Waarenhändlers niederdrückt; Ihr werdet sie endlich wieder in dem Saale des Spießbürgers finden, wo der Kanzleidirektor den Ton eines Beschützers gegen den Assistenten annimmt; wo die Gattin eines Spekulanten mit der Künstlerfrau nicht zum Wort kommen mag. Unter Kaufleuten blickt der Magazinbesitzer den Krämer verächtlich an; unter Künstlern will der, welcher ein gutes Kleid anhat und einen gespickten Beutel besitzt, das große Wort führen; und so geht es herunter bis zur Bedientenschaft in unendlichen Abstufungen.

Kehren wir nach Chateau-Thierry zurück und gehen wir in den Salon der Frau Blanmignon. Es ist eine reiche Rentnerin, bei welcher die ersten

Personen der Stadt sich einfinden. Madame Blanmignon ist Wittwe eines Anwalts, der sein Departement in der Kammer vertrat; sie hat fünfzehntausend Franken jährliches Einkommen auf dem Rücken; da sie aber zugleich gefärbte Haare und gefärbte Augbraunen, übertünchte Wangen und pomadisirte Lippen trägt, so läßt sich ihr Alter kaum errathen. Darum schreiben ihr Einige dreißig, Andre sechzig Jahre zu. Thatsache ist nur, daß Madame Blanmignon einem hart aufgetragenen Aquarellgemälde gleicht.

Der Salon ist groß und elegant möblirt; natürlich steht ein Piano darin. Die Stühle sind im Kreise um den Kamin gestellt; Frauen und Fräulein sitzen, die männlichen Mitglieder lehnen hinter den Stühlen der Damen; es sind drollige Gesichter darunter, jedoch auch hübsche. Die Moden sind eine strenge Nachahmung des Pariser Journals, aber man trägt sich nicht mit jener Grazie, jener Koketterie und liebenswürdigen Bequemlichkeit, wie in der Hauptstadt. Hier herrscht ceremonienreiche Etikette mit dem Scepter der Langweiligkeit. Die Männer flüstern halblaut und lächeln nur auf der Lippenspitze; die Damen messen und bekritteln sich und lachen gar nicht; die jungen Mädchen wagen kein Wort zu sagen ohne Befehl der Mama, und mitten in dieser Steifheit lächelt, grüßt, heißt sitzen, bietet ein Schemelchen die Dame des Hauses, Madame Blanmignon, was immer eine Erörterung von fünf Minuten nach sich zieht.

„O nein, Madame, ich nehme keines an. — Ei, ja doch, ich bitte . . . — Ich brauche aber keines. — Doch, doch, es ist bequemer. — Ihr Teppich ist schon weich genug. — Sie müssen Ihre Füße auf dieses Schemelchen stellen. — Wahrhaftig, Madame Blanmignon, Sie sind zu gütig, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. — O, Madame, mit Ihnen kann man nie zu sorgfältig sein . . . hier . . . stellen Sie die Füße darauf . . . ist es hoch genug? — Vollkommen recht."

Nach diesem Wortschwall um ein Schemelchen sollte man denken, daß ein langdauernder, interessanter Gegenstand die Gesellschaft den Abend über unterhalten werde. Das hofft man auch, wenn man sieht, wie feurig sich eine Männergruppe in einer Ecke des Salons bespricht. Madame Blanmignon scheint derselben Ansicht, indem sie laut fragt: „Mein Gott! Ihr Herren, mit welcher Wärme unterhalten Sie sich da! Wollten Sie uns nicht sagen, um was es sich handelt? Nun, Herr Badevant, Sie hatten ja eben das Wort . . . Sie werden die Neugierde der Damen befriedigen."

Herr Badevant ist ein Mann von mittlerem Alter, kleiner Statur, die übrigens nicht so übel wäre, wenn der Bauch etwas weniger hervorstäche. Sein Gesicht sieht einer frischen roth angestrichenen Puppe so aufs Haar ähnlich, daß ein Kind es mit Entzücken küssen würde. Herr Badevant hat ein stehendes Lächeln auf den Lippen, aber dieses Lächeln ist halb und halb spöttlich, und seine kleinen,

aber ziemlich lebhaften Augen glänzen fortwährend mit dem Ausdruck einer solchen Neugier, daß er das Aussehen hat, als wollte er in Eure Gedanken, oder zum mindesten Eure Taschen durchspähen. Herr Vadevant war der Sohn eines reichen Kaufmanns in Troyes, und befand sich nach dem Tode seines Vaters im Besitze eines hübschen Vermögens. Er gedachte dasselbe durch Spekulation zu vergrößern und ging deßhalb nach Paris, wo er sein Geld in Assekuranzen, in Runkelrübenzuckeraffinerien und sogar in einer Unternehmung von gestanklosen Abtritten anlegte.

Aber der junge Vadevant hatte kein Glück in seinen Unternehmungen. Sein umherspürender und spöttlicher Geist leistete ihm in der Hauptstadt, wo er auf Leute stieß, die schlauer waren als er, keine guten Dienste. Nach einem Dutzend Jahren, die er in Paris verlebte, hatte er zwei Dritttheile seines Vermögens eingebüßt; nun fühlte Herr Vadevant, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen; er ließ sich in Chateau-Thierry nieder, wo er mit einer Rente von fünftausend Franken, welche ihm noch geblieben waren, eine anständige Rolle spielen und in den ersten Gesellschaften erscheinen konnte. Wir fügen noch bei, daß er Junggeselle war, ein Stand, welcher in einer Provinzialstadt, wo alle Mädchen vom Heirathen träumen und deßhalb alle heirathsfähigen Männer mit sehr zuvorkommenden Blicken betrachten, sehr angesehen ist.

Aufgefordert von Madame Blanmignon, wendet

sich Herr Vadevant gegen die Damen, lächelt auf eine Weise, die seine zweiunddreißig sehr weißen und sorgfältig gepflegten Zähne sichtbar werden läßt, während er sich hin und herwiegend, erwidert: „Mein Gott! meine Damen, der Gegenstand, der uns beschäftigt, verdient es vielleicht sehr wenig. Wir sprachen vom Bären... ha! ha! ha! Sie wissen, der Bär..."

Nun beginnt das Lachen, die Damen lachen mit; eine einzige ruft: „Was ist es denn mit diesem Bären? Mein Gott! ist denn ein solcher in der Stadt?"

„Ach!" sagte Vadevant, „Madame Dubouchet ist nicht unterrichtet, weil Sie längere Zeit von hier abwesend waren. So erfahren Sie denn, schöne Frau, daß wir unter dem Bären einen Fremden verstehen... einen Unbekannten, der sich vor etwa drei Jahren hier niedergelassen, und von dem man in dieser ganzen Zeit nicht mehr erfahren hat, als am Tage seiner Ankunft."

„Wirklich! O, das ist sehr sonderbar... sehr seltsam... — Herr Boullardin hat ihm den Beinamen Bär gegeben, und, auf Ehre, noch nie hat Jemand einen Namen mehr verdient."

Herr Boullardin, ein großer, dicker Fünfziger, welcher sich für einen der schönen Geister des Städtchens hält, weil er auf dem Büreau, wo die Geburtslisten aufgenommen werden, angestellt ist, brummt mit einer rauhen und tiefen Stimme, welche von einem Bauchredner zu kommen scheint:

„Meiner Treu! ich habe ihn einen Bären geheißen, ohne darüber nachzudenken! ... Ich hätte ebensowohl Kameel sagen können ...“

„Wie boshaft, wie satirisch dieser Herr Boullardin ist!“ erwiderte Vadevant, sich mit einem stechenden Blick gegen den dicken Beamten wendend, welcher, sehr zufrieden mit dem, was er so eben gesagt hatte, sich die Hände rieb und seine Frau ansah.

„Aber, meine Herren, was hat es denn mit diesem Bären für eine Bedeutung, weil wir doch einen solchen haben,“ sagte Madame Dubouchet; „Sie müssen doch etwas über seine Person, über seine Art zu leben wissen ... Theilen Sie mir doch etwas mit, ich weiß ja noch gar nichts davon.“

„Reden Sie, Herr Vadevant,“ sprach die Frau vom Hause; „Sie sind am besten unterrichtet, wie ich glaube.“

„Ich ... o nein, ich weiß nicht mehr als diese Herren ... Indessen, wenn Sie es wünschen, schöne Frau, will ich sagen, was ich beobachtet und erfahren habe.“

Herr Vadevant tritt hierauf in den Kreis ein, welcher sich um ihn schließt. Die Männer umstellen ihn ebenfalls und jeder scheint mit Vergnügen das hören zu wollen, was er schon weiß. Der Bär war aber auch der Gegenstand der Neugierde für alle Bewohner von Chateau-Thierry, und jedesmal, so oft von ihm die Rede war, war Alles ganz Ohr, in der Hoffnung, etwas Neues über diesen geheimnißvollen Mann zu erfahren.“

Herr Badevant läßt einen freundlichen Blick über die Damen hinfliegen, lehnt sich mit dem Rücken an den Kamin und beginnt seine Erzählung folgendermaßen: „Vor ungefähr drei Jahren... ja, es war im Jahre 1831... ich glaube, es war gerade auch im Monat März..."

„Nein, es war im Februar, sagte Herr Boullardin... Die ganze Stadt machte Fastnachtküchlein... o! o!..."

Und der dicke Mann strich sich, entzückt über das, was er so eben gesagt, wohlgefällig das Kinn.

„Im Februar... dies ist möglich," erwiderte Badevant; „ja, ich entsinne mich, daß ich als Spanier maskirt auf dem Balle des Unterpräfekten war... einem sehr glänzenden Balle, wo man nach Gefallen mit Gefrorenem bedient wurde! Doch um Vergebung, ich kehre zu meinem Bären zurück, wie es in einem Stücke, ich weiß nicht gleich in welchem, des Théâtre des Variétés in Paris heißt."

„Im Pourceaugnac vielleicht?" versetzte Boullardin.

„Ach mein lieber Herr Boullardin!... Sie irren sich gewaltig, Sie wissen also nicht, daß Pourceaugnac von Molière ist?..."

„O! ich, ich verwechsle das immer... Pourceaugnac, Herr von Crac!... Die weiße Frau!... Ich liebe das Schauspiel nicht, ich schlafe dabei ein... meine Frau auch... nicht wahr, Madame Boullardin?..."

Madame erwiderte durch ein Nicken des Kopfes,

und Herr Vadevant, der lächelnd die Tölpeleien des Beamten mit angehört hatte, nahm wieder das Wort: „Ich wollte Ihnen also sagen, Madame, daß es im Februar 1831 war; ein Reisender kam in einem Postwagen an, der ohne Zweifel sein Bedienter war. Der Reisende erkundigte sich sogleich, ob in der Stadt ein kleines Haus zu miethen wäre. Man nannte ihm mehre, unter andern auch das des Herrn Tricot, welches am äußersten Ende der Stadt liegt. Der Fremde besah sich das Haus, dessen fast ganz isolirte Lage ihm zu gefallen schien; auf der Stelle miethete er diese Wohnung, welche völlig möblirt war, und zahlte die Miethe auf ein Jahr voraus . . .“

„Zahlte er wirklich auf ein Jahr voraus?“ sagte ein alter, ganz abgezehrter Herr, von hagerer Figur, welcher, in einem Winkel des Salons sitzend, bis daher den Mund noch nicht geöffnet hatte.

„Ja, Herr Benoit, er zahlte . . . O! ich weiß dies ganz gewiß! ich habe es von Herrn Tricot selbst, und seit dieser Zeit hat er immer regelmäßig sechs Monate voraus bezahlt . . . er miethete das Haus für 800 Franken, das weiß ich ebenfalls.“

„Er ist also reich, dieser Unbekannte? — Ach! Das ist die Frage: Ist er reich . . . und wenn er Vermögen hat, wo mag er es verdient haben? . . Das weiß Niemand. Man erwartete, der Neuangekommene werde bei seinen Nachbarn seine Aufwartung machen . . . Bei den Honartionen, den Notabilitäten der Stadt, daß er einige Empfeh-

lungen habe und daß er es versuchen würde, sich in unsern Gesellschaften Zutritt zu verschaffen .... Nichts von Allem: Mein Fremder schließt sich ein und empfängt Niemand, geht nur aus, um außerhalb der Stadt spazieren zu gehen, spricht mit keinem Menschen, und versucht man es, ihn anzureden, so antwortet er mit einem so barschen, trockenen Tone, daß man keine Lust hat, das Gespräch fortzusetzen, weil man sich leicht einer Beleidigung oder einem Streite aussetzen könnte, und Sie begreifen, daß man sich mit einem Fremden nicht compromittiren mag! ... Deßhalb ist der Name Bär, den ihm Herr Boullardin so scharfsinnig beigelegt hat, bei ihm ganz am Platz."

„Bär! ... Brummbär! ... ja, ich habe ihm diesen Namen gegeben," wiederholte Herr Boullardin, indem er seine Frau ansah.

„Das ist ein ungezogener Mensch ... ein dummer Kerl, dieser Fremde."

„Man kann nicht sagen, daß er ein dummes Aussehen hat... Er ist ein Mann, der seine fünfzig Jahre haben muß ... — O! nein ... — O ja ... und vielleicht noch etwas mehr ... — Ich wette, daß er noch nicht achtundvierzig hat ... — Sie haben also nicht bemerkt, daß seine schwarzen Haare grau sind? ... — Was beweist dies? Ich hatte schon mit zwanzig Jahr ganz weiße Haare."

„Ich," sagte eine kleine, alte Dame mit vieler Koketterie, „mich hat der Schrecken grau gemacht... ich hatte pechschwarze Haare... aber eines Abends...

auf der Straße . . . wagte es ein Unverschämter, sich mir zu nähern . . . meine Taille zu umfassen . . . ich falle in Ohnmacht und als ich wieder zu mir kam, war ich grau!“

„O!“ sagte Herr Boullardin mit gedämpfter Stimme, „wenn alle Frauen, die ich umschlungen habe, dadurch weiße Haare bekommen hätten und . . .“

Ein strenger Blick seiner Frau machte, daß der Beamte schwieg und das Ende seiner Rede hinabschluckte.

„Unser Bär,“ fuhr Badevant fort, „sieht durchaus nicht übel aus . . . — Ist er häßlich?“

„Nein . . . — O! verzeihen Sie! . . . er ist abscheulich . . . eine zurückschreckende und unheilverkündende Figur . . . — Nichts von alle dem, seine Figur ist im Gegentheil sehr schön. — Ich, ich sage Ihnen, er sieht aus wie ein Bandit . . . — Er ist vielleicht ein . . .“

„Ich,“ sagte ein ganz junger Mann, „ich habe ihn nur einmal gesehen, und zwar bei Nacht, aber es schien mir, als glänzten seine Augen wie die eines Katers . . .“

„Es ist vielleicht ein Vampyr!“ . . . sagte der alte, abgezehrte Herr. — „Viel eher siehst Du selbst so aus, murmelte Badevant, indem er sich lächelnd abwandte.“

„O! mein Gott! Herr Benoit, reden Sie hier nicht von solchen Dingen . . . wir haben sonst eine schlaflose Nacht! Aber die Polizei sollte ihre Augen auf dieses Ungeheuer richten! . . .“

„Ich," versetzte Madame Blanmignon, „bin überzeugt, daß ich, wenn ich ihm Abends begegnete, Nervenanfälle bekäme und deßhalb habe ich ihn noch nie gesehen... aber die Idee, die ich mir von ihm mache, ist schrecklich. Ein Mensch, der Niemand empfängt, zu Niemand geht, mit Keinem spricht, muß ein arger Verbrecher sein."

„Wie nennt er sich denn?" sagte Madame Dubouchet, er muß doch Herrn Tricot seine Quittungen unterzeichnen.

„Er unterschreibt Guerreville," sagte Vadevant.

„Guerreville... Das ist seltsam! Der Name ist höchst auffallend!... Es ist ohne Zweifel nur ein falscher Name, den er angenommen hat."

„Ich wette, daß er Abracadabra heißt... ha! ha!" sagte Herr Boullardin, in ein rohes Gelächter ausbrechend.

„Wissen Sie aber auch, meine Herrn, daß es für unsere Stadt sehr unangenehm ist, daß ein so verdächtiges Individuum sie zu seinem Aufenthalt erwählt hat?... Wäre es denn nicht möglich, diesen Herrn aus unserer Stadt zu vertreiben?"

„Es ist gewiß, daß er uns keine Ehre macht," sagte Vadevant, indem er sich in dem über dem Kamine hängenden Spiegel betrachtete und sich seine zweiunddreißig Zähne zeigte.

„Dieser Tage," sagte ein Herr, der bisher nur den Andern nachgesprochen hatte, und der schon deßhalb erröthete, weil er versuchte, allein zu sprechen, „dieser Tage... ging ich aus, in der Ab-

sicht, frische Luft zu schöpfen... und siehe da... ich erblickte... oder ich glaubte zu erblicken... ich wollte sagen, daß ich den Unbekannten, genannt der Bär, verfehlte."

„Wie schön das ist, was uns Desboulleaux eben erzählte," sagte Herr Vadevant, der sich in die Lippen biß, um nicht vor Lachen zu zerplatzen. Während dem zog sich der junge Mann, den es so große Anstrengung kostete, das Wort zu führen, so schnell als möglich hinter die Andern zurück, indem er zwei dicke Schweißtropfen abtrocknete, die von seiner Stirne fielen.

Madame Dubouchet, noch nicht zufrieden mit dem, was sie erfahren, richtet neue Fragen an ihre Nachbarn und an Herrn Vadevant.

„Ich begreife nicht, daß man noch nichts Bestimmteres über diesen Mann weiß," sagt sie, „es muß schlecht angegriffen worden sein. Sicherlich hat er Domestiken... die lehrt man sprechen."

„Unmöglich, Madame. Zudem hat er keinen Diener als den, welcher mit ihm angekommen ist. Dies ist eine Art von einem Affen, der wahrscheinlich seinen Herrn nachäffen will, ein großer, vierschrötiger Kerl, der sich wie ein Kosack Jeden vom Leibe hält... der mit Niemand spricht, selbst nicht mit dem Kammermädchen in seinem Hause, der nie ins Weinhaus geht, und dessen ganzes Vergnügen im Rauchen besteht, während er auf der steinernen Bank sitzt, die vor ihrer Wohnung angebracht ist."

„Ich wette, es sind Republikaner," versetzte der alte Benoit, „mit wichtiger Miene auf seine Dose klopfend."

„Ich," sagte Vadevant, „glaubte mich schon einmal auf dem Punkt, etwas zu wissen... der Bediente hatte sich rauchend vor seine Thüre gesetzt; ich spazierte vorüber... Ich glaube sogar, daß ich mit Absicht vor dem Hause des Bären vorüberging. Indem ich den Diener so sitzen sehe, kommt mir ein schlauer Gedanke in den Kopf... Ich thue, als hätte ich einen Fehltritt gethan, als hätte ich mir den Fuß verrenkt, und könne nicht weitergehen und lasse mich auf der Bank, neben dem Diener nieder... Das war gewiß schlau, was denken Sie davon?"

„Sehr schlau... sehr sinnreich!..."

„Gut, der Tölpel, statt sich zu erbieten, mich zu seinem Herrn zu führen, oder mir auf irgend eine Art Beistand zu leisten, erhebt sich, klopft seine Pfeife aus, geht in das Haus zurück und schließ auf unverschämte Weise die Thüre hinter sich zu."

„Das ist abscheulich!" schrie Madame Blanmignon, „das sieht nur einem Wilden ähnlich."

„Und nach dem Sprüchwort: Wie der Herr, so der Diener, zog ich den Schluß, daß der Herr eben so wenig Menschlichkeit besitze, als sein Diener... Und dann, was bedeuten alle diese Geheimnisse?... Das Essen wird ihnen vom Speisewirth Godard zubereitet und täglich ins Haus gebracht... Der Bediente bezahlt die Rechnung und gibt dem Burschen das Trinkgeld... Unlängst hatte sich Marga-

rethe, die Köchin der Madame Dechaland, auf mein Anrathen, angeboten, unter dem Vorwande, sie habe gegenwärtig keinen Dienst, ob man sie nicht annehmen wolle . . . der Diener war allem Anscheine nach ausgegangen und der sogenannte Herr Guerreville öffnete Margarethen die Thüre. Aber wissen Sie, wie er sie aufnahm? . . . Ach! das arme Mädchen wird daran denken! . . . Er ließ ihr kaum Zeit sich zu erklären, wies ihr die Thür und erlaubte sich sogar, sie an den Schultern fortzustoßen, weil sie sich ihm nicht schnell genug entfernte."

„Oh! das ist schrecklich . . . das ist entsetzlich!"

„Es ist sogar gemein!" sagte Boullardin, seine Frau ansehend.

„Die arme Margarethe zu mißhandeln . . . welche so gute Citronen-Crême macht."

„Bei weitem nicht so gut wie meine Köchin," murmelte der alte Benoit.

„Meine Herren," sagte Madame Blanmignon, „wir müssen uns verschwören, wir müssen uns Alle verbinden; um die Stadt von diesem gemeinen Bären zu befreien. Ist das auch Ihre Ansicht?"

„Ja, ja!" riefen alle Männer, die Hände erhebend, wie zu einem Schwure, während die Damen beifällig nickten.

„Aber was machen wir, welches Mittel wenden wir an, um diesen Menschen zu vertreiben? . . . Wir wollen sehen . . . man muß sich besinnen . . ."

„Wenn wir ihm alle Tage, unter seinen Fenstern klingelnd, unsere Aufwartung machten? . . . Aber

das würde auch die Bewohner der benachbarten Häuser belästigen."

„Wenn man ihm die Fenster einwürfe?" sagte ein junger Schüler lachend.

„Nein, das geht auch nicht," sagte Madame Blanmignon; „wir dürfen nur erlaubte Mittel anwenden."

Der Herr, welcher schon dicke Tropfen geschwitzt hatte, weil er etwas hatte sagen wollen, streckte den Kopf aus dem Kreise hervor und fing an zu stottern: „Wenn . . . man . . . wenn . . . man . . ."

Aller Augen richteten sich nun auf den Redner; er wurde scharlachroth und verbarg sich schnell hinter die Andern, indem er vor sich hinmurmelt: „Nein, das wäre auch nichts."

„Nun gut!" sagte Herr Boullardin, indem er ein lautes Gelächter aufschlug; „es gibt ein sehr einfaches Mittel . . . man läßt allen Straßenkoth vor seine Thüre fahren . . . ha! ha!"

„O pfui! pfui! Herr Boullardin, wie mögen Sie an dergleichen Dinge denken! . . . wir sind nicht mehr im Fasching."

„Ich hab's . . . ich hab' ein Mittel!" schrie Vadevant, indem er sich auf den Bauch, an die Stirne und in die Hände schlug.

„Lassen Sie hören . . . lassen Sie schnell hören!" schrie man von allen Seiten, sich um den kleinen Herrn drängend.

„Nun gut! Ein Charivari! . . . Geben wir dem Bären eines, geben wir ihm zwei . . . zehn, zwan=

zig, wenn dies nöthig ist. Dieser Herr liebt die Ruhe, die Einsamkeit, die Stille; er muß die Charivari's verabscheuen; die unsrigen werden sehr schnell ihren Zweck erreichen und müde sie anzuhören, wird der Bär sich davon machen und sich anderswo niederlassen."

„Bravo! Bravo! vortrefflich erdacht!" rief man von allen Seiten. „O, dieser Badevant ist ein ausgezeichneter Mann, er hat Verstand für Viere."

„Wenn dies lauter Desboulleaux wären, so wäre das gerade auch nicht viel."

„Nun gut! Was ist es mit dem Charivari, meine Herren?" fragte Madame Blanmignon, welche sehr gegen den Bären der Stadt eingenommen zu sein schien.

„Wohlan! noch diesen Abend," erwiderte Badevant; das Wetter ist günstig . . . in Verbindung mit diesen Herren bilden wir ein schönes Häufchen . . . während die Damen Thee trinken, oder eine Partie spielen, wollen wir unser erstes Concert unter freiem Himmel geben und dann sogleich zurückkehren, um denselben das Resultat mitzutheilen. Sind Sie der gleichen Ansicht, meine Herren?"

„Ja, ja!" rief die Mehrzahl der Männer. Nur Herr Boullardin zögerte zu antworten; weil er als Polizeibeamter Bedenken trug, sich bei einem Charivari zu betheiligen.

„Nun handelt es sich nur noch darum, uns die nöthigen Instrumente zu verschaffen," versetzte Badevant. „Madame Blanmignon, wollen Sie wohl

Ihre Küchengeräthschaften zu unserer Verfügung stellen?"

„O mit größtem Vergnügen, meine Herren; nehmen Sie sich bei mir Alles, was Ihnen tauglich scheint, um diesen gemeinen Menschen zu betäuben, ihm das Trommelfell zu zerreißen, damit er recht bald abreise."

„Bravo! Madame Blanmignon . . . Ich beantrage eine Dankadresse für Madame Blanmignon, wegen des Patriotismus, den sie bei dieser Gelegenheit an den Tag legte . . . ich mache mich anheischig, ein Gedicht über diesen Gegenstand zu machen . . . Doch nun zu den Waffen! meine Herren, zu den Waffen!"

Alle wiederholen den Ruf von Vadevant und folgen ihm in die Küche. Der alte Benoit, Herr Boullardin und zwei andere Herren, welche nicht mehr in dem Alter waren, um an einem Charivari theilnehmen zu können, blieben bei den Damen im Salon zurück; aber bald kommen die Musiker aus dem Stegreif mit ihren Instrumenten zurück, wodurch sie ein so schallendes Gelächter erregen, wie man es seit langer Zeit in dem Salon der Madame Blanmignon nicht mehr gehört hatte.

Der Eine hatte eine Bratpfanne, auf welche er mit einem Kochlöffel klopfte; der Andere ein Rosteisen, an welches er wie an eine Cimbel schlug; dieser paukte mit einer Schaufel auf ein Kuchenbecken, jener benutzte die Stücke einer zerbrochenen Schüssel, als Castagnetten; der furchtsame Des-

boulleaux raffelte mit der Kette eines Bratspießes, die er um seinen Leib geschlungen hatte; der junge Schüler trommelte mit einer Ofengabel auf einer Casserole; Vadevant endlich hatte sich eines großen Bettwärmers bemächtigt, in welchen er Nägel und Eisenstücke hinein gethan, so daß er, wenn er ihn schüttelte, einen diabolischen Lärm machte.

„Herrlich! prächtig!“ riefen die Damen; „mit solchen Mitteln kann man alle Bären von Bern in die Flucht treiben! es wäre doch sehr fatal, wenn es uns nicht mit dem von Chateau-Thierry gelingen sollte.“

„Allons, meine Herren, vorwärts!“ sagte Vadevant; „ich mache auf die Ehre Anspruch, an Ihrer Spitze zu marschiren und das Zeichen zum Charivari zu geben; aber laßt uns ganz leise durch die Stadt schleichen, bis wir die Behausung des Bären erreicht haben. Er muß wie vom Blitze getroffen werden . . . das wird die Wirkung noch verstärken . . . vorwärts!“

Alle Charivaristen schickten sich an, Vadevant zu folgen, als plötzlich die Hausglocke ertönte . . .

„Wer kann noch so spät kommen?“ sprach Madame Blanmignon.

„Wer es auch sein mag, ich stehe dafür, er wird sich an uns anschließen,“ sagte Vadevant.

In diesem Augenblick ward die Thüre des Salons geöffnet und der Bediente meldete: „Herr Doktor Jenneval.“

Es trat ein Mann von dreißig Jahren ein, von

einem angenehmen, geistreichen Aeußeren, gewandtem und feinem Benehmen; er begrüßte die Frau vom Hause und die übrigen Damen, ohne die kuriose Bewaffnung der Herrn bemerkt zu haben.

„O! unser lieber Doktor!“ rief Badevant; „hatte ich nicht Recht, als ich sagte, der Ankommende würde einer der Unsrigen sein? . . . Allons Doktor, schnell, nehmen Sie ein Becken, oder wenigstens ein paar Lichtscheeren.“

„Wie! was bedeuten alle diese Anstalten, meine Herren?“ sagte der Doktor, indem er die Gegenstände genau betrachtete, welche die Musiker in den Händen hielten; „wollen Sie ein Räthsel, ein Sprüchwort, eine Symphonie aufführen? . . .“

„Mehr als das; wir wollen ein Charivari bringen, welches im ganzen Lande Aufsehen machen wird.“

„Ein Charivari?“

„Ja wohl . . . schnell, nehmen Sie doch ein Instrument und kommen Sie mit uns.“

„Aber zuerst ist es doch nöthig zu wissen, wem Sie das Charivari bringen?“

„O! wären Sie nicht so spät gekommen, Doktor,“ sagte Madame Blanmignon, „so wären Sie von Allem unterrichtet . . . Aber nun kann man Ihnen nicht mehr . . .“

„Verzeihen Sie, Madame, ich mußte Herrn Guerreville besuchen, der sich nicht wohl befand, und . . .“

„Herr Guerreville!“ schrie man von allen Seiten; „Sie kommen von Herrn Guerreville . . . dem Fremden . . . dem Unbekannten . . . dem Bären?“

„Ja, meine Damen,“ erwiderte der Doktor lachend, „und ich war sogar schon mehrmals dort.“

„O! das ist sehr komisch,“ sagte Vadevant, „und gerade diesem wollen wir ein Charivari bringen.“

„Dem?“

„Ja, Doktor; denn er ist ein sehr gemeiner Mensch, nicht wahr? . . . so eine Art von einem Wilden . . . von unanständigem und rohem Benehmen . . . von ungeselligem Wesen . . . der die Köchinnen zur Thüre hinauswirft . . . auf der Straße Niemand grüßt . . . kurz und gut ein Bär!“

„Ich glaube, daß Sie sich im Irrthum befinden, Herr Vadevant; ich urtheile ganz anders über Herrn Guerreville. Man kann in der Einsamkeit zu leben wünschen, ohne deßhalb alle diese Fehler zu haben.“

„Der Doktor spaßt! ich bin dessen gewiß . . . und bleibe doch bei dem, was ich über den Unbekannten, den Bären gesagt habe . . . ich beharre bei meinem Vorhaben, ihm ein Charivari zu bringen. Nicht wahr, meine Herren?“

Diese Herren, welche sich nicht umsonst mit einer Ofengabel oder einer Pfanne bewaffnet haben wollen, waren sehr geneigt, Vadevant zu folgen, welcher schon gegen die Thüre marschirte und seinen Bettwärmer empor hielt, als ob er eine Fahne in der Hand hätte.

Der Doktor betrachtete sie lächelnd und begnügte sich, ihnen zu sagen: „Meine Herren, ich widersetze mich Ihrem Charivari nicht, nur ersuche ich

Sie, noch einige Minuten zu warten, damit der Herr Unterpräfekt, den ich bei ihm zurückgelassen habe, Zeit habe, ihn zu verlassen . . . denn ich setze voraus, daß Sie diesem nicht auch ein Charivari bringen wollen."

Es ist kaum möglich, die Wirkung zu beschreiben, welche diese Worte hervorbrachten; die Gestalten verlängerten, die Stirnen runzelten sich, mehre Gesichter erblaßten; es war ein allgemeines Erstaunen, eine allgemeine Betäubung; die Herren waren erstarrt und wie vom Blitze getroffen, während sie noch ihre Pfanne oder ihren Kessel in der Luft hielten.

Madame Blanmignon empfand eine solche Erschütterung, daß sich ihre Augbraunen entfärbten und daß von ihrer einen Wange aller Zinnober herabfiel; sie suchte zwar sich zu sammeln, aber ihre Stimme war sehr bewegt, indem sie zu dem Doktor sagte: „Ist es möglich? . . . Täuschen Sie sich nicht, mein lieber Herr Jenneval? Wie! der Herr Unterpräfekt geht . . . zu diesem Unbekannten?"

„Ja, Madame; ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, daß ich sie so eben verlassen habe; und so viel ich aus ihrer Unterhaltung, aus der sie gar kein Geheimniß machten, vernehmen konnte, muß Herr Guerreville mit unserem Unterpräfekten früher in sehr enger Verbindung gestanden sein; sie sind alte Freunde, sie begegneten sich dieser Tage zufällig auf der Promenade, erkannten sich, und

daher kommt es, daß der Eine den Anderen besuchte."

Während dieser Erklärung des Doktors mußte man die Charivaristen sehen, wie sie verstohlen die Instrumente ablegten, die sie ergriffen hatten: der Eine ließ seine Pfanne auf ein Sopha gleiten, der Andere legte sein Casserol auf einen Lehnstuhl, ein Dritter schob seine Zange unter das Piano, hier legte Einer die Kette zusammen, um sie in seine Tasche zu stecken, kurz, in wenig Minuten waren die Hände der Herren frei, Vadevant ausgenommen, der, als Träger des gewaltigen Bettwärmers, noch kein Mittel gefunden hatte, ihn irgendwo abzulegen, und welcher es nicht einmal wagte, ihn zu rütteln, weil das Eisenzeug, das er enthielt, bei der geringsten Bewegung ein Geräusch machte, das nun Jeder sehr unangenehm fand.

„Das ist sehr sonderbar . . . sehr erstaunlich!" begann Madame Blanmignon; „es scheint also, daß wir uns geirrt haben, daß wir über diesen Herrn Guerreville falsch berichtet wurden. Da der Herr Unterpräfekt sein Freund ist, ihn besucht, muß er doch ein Mann von vornehmem Stande sein . . . nicht wahr, Doktor?"

„Madame, das ist auch meine Meinung. Zu Herrn Guerreville gerufen, weil er krank war, habe ich ihn noch nicht mehr als fünf- bis sechsmal gesehen, aber das genügt, um zu erkennen, daß er ein Mann ist comme il faut, der Kenntnisse und Verstand hat. Wahrhaftig, sein erster Eindruck ist

nicht besonders angenehm: Herr Guerreville ist von Natur stolz und, wie ich glaube, sehr hitzig; ich vermuthe bei ihm einen tiefen Gram, der sein Gemüth verdüstert; kennt man ihn aber ein wenig näher, unterhält man sich mit ihm, so ist leicht zu ersehen, daß unter dieser starren Außenseite eine gefühlvolle Seele und ein edelmüthiges Herz verborgen ist."

„Der arme Mann! ... Sie glauben, daß er einen geheimen Kummer hat?" riefen mehre Personen.

„Ich, ich habe nie daran gezweifelte," sagte Madame Blanmignon; „und in der Tiefe meines Herzens bedauerte ich ihn ... denn ich glaubte nie an alle die Fabeln, die man auf seine Rechnung setzte."

„So kommt es, wenn man uns Geschichten von Köchinnen hinterbringt," sagte Boullardin, zu Vadevant gewendet.

Dieser, noch immer von seinem Bettwärmer sehr belästigt, entschloß sich, denselben mitten im Salon niederzusetzen, während er ausrief: „Wenn ich auch einige Geschichten erzählte, welche übrigens der ganzen Welt bekannt waren ... so würde ich mir wenigstens nie erlaubt haben, diesem achtbaren Unbekannten zuerst den Beinamen Bär zu geben."

Boullardin ist versteinert; denn da er auf der Mairie angestellt ist, glaubt er sich gewaltig compromittirt zu haben, weil er einem Freunde

des Herrn Unterpräfekten den Beinamen Bär beilegte; er sieht sich schon abgesetzt, schlägt die Augen nieder, ohne es zu wagen, seine Frau zu betrachten; plötzlich aber, den Bettwärmer bemerkend, ruft er mit triumphirender Stimme: „Ich habe diesen ehrenwerthen Fremden einen Bären genannt... ich gestehe es... denn darin liegt nichts Böses. Unter Bär begriff ich keine Bestie... ich wollte damit einen Freund der Zurückgezogenheit bezeichnen... einen Freund der Ruhe und des Friedens... ich hebe die Hand empor, daß ich nie etwas Anderes unter dem Bären verstanden habe. Was aber außerdem klar beweist, daß ich nie die Absicht hatte, diesen Herrn zu beleidigen, ist, daß ich keinen Antheil an dem projektirten Charivari genommen habe... ich nehme die ganze Welt zum Zeugen... und ich habe das Charivari stets verabscheut... O! o!"

„Gut, mein Herr!" schrie Vadevant. „Wer hat nicht eingesehen, daß es mit dem Charivari nur Scherz war... eine Scene, die wir spielten?... Wer möchte glauben, daß wir, bewaffnet mit den Küchengeräthschaften, durch die Stadt gelaufen wären? Pfui doch!... Ich, meine Herren, ich erkläre, daß ich mit diesem Bettwärmer nicht einmal hätte die Treppe hinabsteigen können, der eine lästige Schwere hat."

„Ja, ja!" rief Madame Blanmignon, „diese Herren wollten uns etwas zum Lachen geben, und das ist Alles... Der Herr Doktor wird uns ge-

wiß glauben, daß dies Alles nur ein Spiel war, ein Scherz ...“

„Ich, Madame, ich werde glauben, was man will,“ versetzte der Doktor mit einer etwas ungläubig lächelnden Miene, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich schon nicht mehr an das Charivari denke.“

„Vortrefflich!“ rief Vadevant, „nichts mehr davon. Ich schlage einen Contretanz vor ... einen Galopp ... ich erbiete mich sogar, eine Romanze zu singen.“

Das Anerbieten Vadevants wurde angenommen, und schon näherte er sich dem Piano, als ein Kettengeklirre, welches von einem Winkel des Salons kam, die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zog. Man horchte, man sah sich an; die Damen geriethen schon in Furcht; endlich näherte sich ein junger Mensch dem Vorhange einer Fensternische, von welcher das Geräusch herzukommen schien; er zog den Vorhang weg und zeigte den Blicken der ganzen Gesellschaft den furchtsamen Desboulleaux, der sich in der Hoffnung zurückgezogen hatte, sich der Ketten des Bratenwenders zu entledigen, die er um seinen Körper gewickelt hatte, und dem es noch nicht gelungen war, sich davon zu befreien.

Desboulleaux erröthete bis in das Weiße der Augen und verwickelte sich nur noch mehr in seine Ketten, als er sah, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war. Alle Anwesenden

wurden wieder sehr ernst, weil sie begriffen, daß die Lage dieses Herrn aufs Neue an das Charivari erinnern würde, und Madame Blanmignon sagte zu ihm in sehr trockenem Tone: „Was machen Sie denn da, Herr Desboulleaux?“

„Madame, ich versuche es, mich von den Ketten des Bratenwenders zu befreien, welche ich ergriffen hatte, um mehr Lärm zu machen bei dem Charivari, welches . . .“

„Den Bratenwender und seine Kette nehmen! . . . O mein Gott! wie kann man einen solchen Gedanken haben . . . das beweist doch einen gar zu schlechten Geschmack . . . Ich ersuche Sie, Herr Desboulleaux, Alles dies wieder in meine Küche zu tragen . . . Ich wünsche, daß man mein Haus künftig nicht mehr so ausplündert.“

Herr Desboulleaux verließ beschämt und niedergeschlagen den Salon, indem er seine Ketten, wie ein Gespenst der Anna Radcliff hinter sich nachzog, und man kann sich wohl vorstellen, daß er nicht mehr zurückkehrte. Die Gesellschaft versuchte es hierauf, einen Contretanz zu veranstalten; aber Niemand hatte Lust zu tanzen: der Ausgang des Charivari hatte alle Gemüther zu sehr ergriffen und man beeilte sich, von Madame Blanmignon Abschied zu nehmen.

Zweites Kapitel.

Eine Schachpartie.

Ungefähr vierzehn Tage waren nach der von Madame Blanmignon gegebenen Charivari-Soirée verflossen, welche zur Folge hatte, daß eine Masse von Visitenkarten bei dem Manne abgegeben wurden, welchen man den Bären von Chateau-Thierry genannt hatte, und der nun überall der vornehme Unbekannte hieß.

In einem kleinen, einfach möblirten, aber sorgfältig gebohnten und gereinigten Salon, saßen zwei Männer an einem kleinen Tisch, auf welchem ein Schachspiel aufgestellt war. Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags; ein helles Feuer brannte in dem Kamin, in dessen Nähe die Schachspieler saßen.

Der Eine war ein Mann nahe an Fünfzig, den man aber nicht so hoch geschätzt hätte, obgleich seine sorgenvolle Stirn und der Ausdruck seines Blickes langjährige Leiden ankündigten, und seine schwarzen Haare in der Nähe der Schläfe sehr ergraut waren. Er war hoch und wohl proportionirt gewachsen und hatte eine edle und stolze Haltung. Seine regelmäßigen Züge hatten etwas Imponirendes und seine braunen Augen schüchterten beim ersten Blicke ein; betrachtete man ihn aber länger, so gewann man Vertrauen zu ihm, und die Bläße, eine Art von Traurigkeit, welche über sein Antlitz verbreitet war, mußten vielmehr Theilnahme als Furcht einflößen.

Dies war Herr Guerreville, dessen finstere Stim-

mung zu so vielen Vermuthungen veranlaßt hatte; er war in einen kostbaren Schlafrock gehüllt; sein Kopf war von einer mit Pelzwerk verbrämten Tuchmütze bedeckt und seine Füße steckten in Pantoffeln, mit gleichem Pelzwerke gefüttert. Während dem Spiel richtete er seine Blicke häufig nach einer auf dem Kamin stehenden Uhr, und öfters schien er zu horchen, ob nicht Jemand käme.

Der andere Mann war der Doktor Jenneval, dessen Bekanntschaft wir schon gemacht haben und dessen Ankunft bei Madame Blamignon dem Charivari ein Ende machte.

„Geben Sie wohl Acht, Ihr Thurm steht im Schach," sagte der Doktor nach einem langen Stillschweigen, in dem Augenblick, als sich Herr Guerreville zum Weiterspielen anschickte.

„Ah! das ist wahr, Doktor, ich habe es nicht bemerkt ... Aber Sie sind edelmüthig, Sie wollen Ihren Gegner nicht überlisten ... Sie machen ihn aufmerksam, damit er sich vertheidige."

„Sollte das nicht immer so sein? Greift ein Ehrenmann seinen Feind an, ohne daß dieser darauf vorbereitet ist?"

„Nein, gewiß nicht! ... aber dieser Grundsatz sollte, wie bei Kämpfenden, auch von der übrigen Welt heilig gehalten werden ... und gerade das Gegentheil geschieht. Man verstellt sich, man intriguirt. Um Böses zu thun, läßt man es den nicht wissen, dem man eine Schlinge legt."

„Gestehen Sie auch ein, daß es Dinge gibt, welche man dem, der dadurch in Nachtheil kommt, nicht vorher anzeigen kann . . . zum Beispiel . . . wenn man einer schönen Frau den Hof macht . . . so unterrichtet man ihren Mann nicht vorher davon."

Der Doktor lachte und schien zu wünschen, daß seine Reflexion auch Herrn Guerreville lachen machen sollte, aber dieser schüttelte den Kopf und murmelte: „Sie haben Recht, Doktor, aber dann muß man sich auch so zeigen, wie man ist, nicht seinen Geschmack, seine Neigungen verbergen, nicht in der Nähe der Frau, auf deren Eroberung man ausgeht, die Augen niederschlagen, eine ergreifende Sprache annehmen, strenge Tugendgrundsätze heucheln, während man in der Tiefe des Herzens alle menschlichen Fehler hat. Das ist's, was mir am meisten verhaßt ist: man muß seine Fehler wie seine Tugenden eingestehen, alsdann zeigt man sich wenigstens im wahren Lichte, und um so schlimmer für die, welche man verführt, wenn sie es später bereuen! . . . Aber nur wenig Menschen lieben die Offenherzigkeit . . . die Menschen wollen geschmeichelt, gelobt sein . . . die Frauen wollen, daß man sie anbete, oder wenigstens, daß man es ihnen sage. Sehen Sie, Doktor, ich kenne Sie erst seit einem Monat, und wäre ich nicht krank gewesen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ich Sie nie gesehen hätte, weil ich in Zurückgezogenheit leben wollte . . . Aber es reut mich nicht, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, denn ich halte Sie für offen und wahr, unbeschadet

eines gewissen Hanges, über die wichtigsten Gegenstände leicht hinweg zu gehen ..."

Der Doktor verbeugte sich lächelnd.

„Aber die Menschen können nicht vollkommen sein," fuhr Guerreville fort; „Sie besitzen nun, wie ich glaube, Alles, was nöthig ist, um ein Freund und sogar ein guter Arzt zu sein ... Wenn ich Ihnen dies sage, so denke ich es auch, ich mache nie Complimente, ich; aber gestatten Sie mir, Ihnen einen guten Rath zu geben ... Sie erlauben es, Doktor?"

„Sehr gerne, ich höre Sie mit Vergnügen an."

„O! mit Vergnügen! und Sie wissen noch gar nicht, was ich Ihnen sagen will. Nun gut! wenn Sie in Ihrer Kunst Fortschritte machen wollen, so suchen Sie hauptsächlich in den Physiognomien zu lesen, die Geheimnisse der Seele zu erforschen, welche oft der Mund nicht auszusprechen wagt ... Man heilt oft mehr durch Worte, als durch Arzneien ... wenn das Gewissen ruhig ist, sind die physischen Uebel selten gefährlich."

„Das ist mir längst bekannt!" sagte der Doktor lachend.

„Ah! Dann brauche ich es Sie nicht erst zu lehren!"

„Zum Beispiel, Herr Guerreville, glauben Sie denn, ich erriethe nicht, daß die Blässe Ihres Gesichtes, das Aufgeregte in Ihren Zügen, nicht vielmehr von einem tiefen Kummer, als einer Störung Ihrer Constitution herrühren? Ich habe Sie nicht um Ihre Geheimnisse gefragt, weil ich nicht die

Gewohnheit habe, nach dem zu suchen, was man mir verbergen will."

„Sie haben sehr recht daran gethan, Doktor, denn ich würde sie Ihnen auch nicht mitgetheilt haben. Nicht als ob ich Sie meines Vertrauens nicht werth halte, sondern weil es Dinge gibt, welche man nicht gerne erzählt . . . die man in seinem Busen verwahren will, und die alle Tröstungen der Freundschaft nicht zu heilen vermögen oder in Vergessenheit bringen können."

Während der letzten Worte wurde die Stimme von Herrn Guerreville immer matter und matter, seine Blicke waren auf die Erde geheftet und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Es erfolgte eine lange Pause; endlich schlug sich Guerreville mit der Hand vor die Stirn und wendete sich gegen den Doktor, indem er sagte: „Aber wie . . . spielen wir nicht mehr?"

„Ich wartete, bis Sie mehr dazu aufgelegt wären," sprach Jenneval.

„Ach! Sie sind sehr gütig!" sagte der Reconvalescent, dem Doktor freundlich die Hand reichend. „Ich werde nicht viel Menschen finden, die Ihre Geduld besitzen . . . Und wirklich, es ist eine langweilige Partie mit einem Manne, den betrübte Gedanken jeden Augenblick zerstreut oder verstimmt machen."

„Mir gefällt sie; während Sie Ihre Reflexionen ziehen, bin ich nicht weniger Herr der meinigen."

„Das ist wahr, doch gestehen Sie, daß ich sehr recht thue, nicht mehr unter die Menschen zu gehen:

da will man nur heitere, liebenswürdige, gesprächige Leute, und das ist auch ganz natürlich. Zu Einem, der in eine muntere Gesellschaft käme, um sich immer abzusondern, zu seufzen und nur mit halben Worten zu sprechen, würde man sagen: Sie wären besser zu Hause geblieben. — Man würde es ihm nicht sagen, aber man würde es denken. — Und mit Recht ... Schach der Königin, Doktor."

Sie setzten die Partie noch einige Zeit fort, endlich sagte der Doktor die entscheidenden Worte: „Schach und matt."

„Ich bin besiegt," erwiderte Guerreville, indem er den Tisch bei Seite schob und sich dem Feuer näherte; „indessen glaube ich doch eben so stark zu sein wie Sie ... allein es gehen mir zu viel andere Dinge durch den Kopf. Ach! Doktor, es ist oft sehr schwer, sich zu zerstreuen. Apropos, wie finden Sie mich heute?"

„Ziemlich gut ... Ich habe Sie, so weit ich es vermochte, wieder hergestellt; jedoch, wie Sie so eben selbst sagten, ist es Ihre Seele, welche ebenfalls einer Heilung bedarf ... Und Sie wollen Ihren Kummer für sich allein behalten."

„Verstehen Sie sich auf Physiognomien, Doktor?"

„Ich habe es bis jetzt geglaubt ... aber viele Beispiele haben mir gezeigt, daß ich nur ein Schüler in dieser Kunst war. Zudem täuschen die Handlungen eben so oft als die Gesichter."

„Die Handlungen! ... Dies ist das erstemal, daß ich dies sagen höre. — Allerdings beurtheilt

man die Handlungen fast immer, ohne nach dem Beweggrund zu suchen, der sie hervorgerufen. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen zwei Ereignisse anzuführen, welche Beweise für das sind, was ich so eben vorausschickte?"

„Sehr gerne, ich höre Ihnen zu."

Der Doktor rückte seinen Stuhl ebenfalls ans Feuer und begann seine Erzählung:

„Ich wurde vor ungefähr zwei Jahren durch die Frau eines Handwerkers zu ihrem Manne gerufen, der sehr krank war. Ich behandelte ihn vierzehn Tage lang und besuchte den Mann regelmäßig; ich fand die Frau immer an seinem Bette sitzend, ihn sorgfältig pflegend, ihn mit einem Eifer bewachend, der keinen Augenblick ermüdete, und beinahe immer die Augen in Thränen gebadet. Arme Frau! sagte ich zu mir, wie sie ihren Mann liebt! sie ist das Muster eines Weibes. Allein eines Abends, als ich meinen Kranken verließ, stieg eine Nachbrin und Hausfreundin mit mir die Treppe hinab und fragte mich, was ich von dem Zustand des Kranken halte. Es ist keine Hoffnung mehr, erwiderte ich ihr, der Mann kann nicht mehr aufkommen; mit großer Sorgfalt ist es vielleicht möglich, ihn noch einige Tage hinzuhalten, aber es ist unmöglich, ihn zu retten. Ich konnte mich noch nicht entschließen, dies der armen Frau zu sagen, weil ich ihre Thränen fürchte. Suchen Sie ein Mittel, sie auf diesen Unglücksfall vorzubereiten. Die Nachbarin ermangelte nicht, das zu rapportiren, was ich ihr gesagt

hatte; aber denken Sie sich mein Erstaunen, als ich den andern Tag das Honorar für meine Besuche mit einem Zettel bekam, der die Worte enthielt: „Da mein Mann nicht mehr aufkommen kann, mein Herr, so ist es unnütz, daß Sie ihn ferner besuchen.“ Ich konnte das nicht glauben, was ich so eben zu lesen bekommen, und begab mich wie gewöhnlich zu meinem Kranken. Die Frau öffnete mir die Thüre und rief: Aber, mein Herr, ich hatte Ihnen ja zu wissen gethan, daß Sie sich nicht mehr hieher zu bemühen brauchen. — Madame, sagte ich zu ihr, man läßt Niemand sterben, ohne ihn bis auf den letzten Augenblick gepflegt zu haben. — Nach Belieben, mein Herr, aber sicherlich werde ich Ihre Besuche nicht mehr bezahlen, noch einen Groschen für Medizin ausgeben, da mein Mann nicht mehr gerettet werden kann. — Das wird mich nicht abhalten, ihn wieder zu besuchen, Madame. — Das steht bei Ihnen, mein Herr ... Der arme, liebe Mann ... Ich werde sogleich seinen Werkzeug verkaufen; da er doch nicht mehr davonkommen wird, so habe ich nicht mehr nöthig, ihn zu bewachen. — Und nun, mein Herr, wie benahm sich dieses Weib, welches ich für das Muster der Gattinnen gehalten? Sie sorgte, sie wachte nur für den Mann, der ihr zu essen verschafft hatte; sie weinte nur vor Kummer, ihn nicht mehr arbeiten zu sehen, und von dem Augenblicke an, in dem sie die Gewißheit erhielt, es könne ihrem Manne nicht mehr geholfen werden, hatte sie ihm ihre Freundschaft entzogen.“

„Ja, hier waren die Beispiele sehr trügerisch; und Ihr anderes Beispiel, Doktor?“

„Ein andermal behandelte ich als Arzt arme Handwerksleute, welche einen Sohn hatten, den sie sehr liebten; aber der junge Mann, der sich bis zu seinem neunzehnten Jahre sehr gut aufgeführt und stets dem Willen seiner Eltern gehorcht hatte, änderte bald seinen Charakter und wurde in kurzer Zeit ein rechter Taugenichts; er frequentirte die Weinhäuser, wollte nicht mehr arbeiten und setzte sogar mehremale den Ermahnungen seines Vaters Widerspänstigkeit entgegen! Auf diese Weise erreichte er sein zwanzigstes Jahr und die Zeit der Conscription; er verlor durch das Loos und sollte abreisen; aber an dem nämlichen Tage, an welchem er zu seinem Corps abgehen sollte, denken Sie sich mein Erstaunen, erschien der junge Mann bei mir; er näherte sich mir mit verlegener Miene und sagte mit bewegter Stimme: „„Mein Herr, meine Eltern lieben Sie, sie haben Vertrauen zu Ihnen ... und sie haben Recht; aber auch ich weiß, daß ich mich Ihnen anvertrauen kann, und deßhalb will ich Ihnen bekennen, was ich noch Niemand gesagt habe.““ Schon ganz erstaunt über die Veränderung, welche ich in den Manieren, in dem Ton des jungen Mannes wahrnahm, forderte ich ihn auf, sich zu erklären, und er sagte mir alsdann: „„Meine Eltern sind sehr arm, aber ich bin ihr einziger Sohn und sie lieben mich sehr; mehremale habe ich sie, ohne von ihnen bemerkt zu werden, von der Zeit

sprechen hören, wo ich zur Conscription mußte, und da sagten sie: Wir verkaufen, wir verpfänden Alles, was wir besitzen, wir wollen, wenn es nöthig ist, uns lange Zeit nur von Brod nähren, aber wir lassen unsern Sohn nicht abreisen, der uns eben so zärtlich liebt, als wir ihn. Ach! mein Herr, ich kann Ihnen nicht sagen, was ich damals empfand, aber ich wollte meine Eltern nicht in das Unglück stürzen; sie zu bitten, mich abreisen zu lassen, ihren edlen Entschluß zurückzuweisen, wäre unnütz gewesen, dies fühlte ich wohl. Damals faßte ich den Entschluß, mich ihnen dadurch zu entfremden, daß ich zu arbeiten aufhörte, daß ich mich in Kaffeehäusern und an öffentlichen Orten umhertrieb, daß ich auf ihre Ermahnungen nicht mehr hörte, daß ich es sogar wagte, übermüthig mit ihnen zu reden. So wurden sie getäuscht, sie glaubten mich jeder Besserung unfähig, der Tag der Loosziehung kam heran und sie ließen mich abreisen. Ich habe ihnen Lebewohl gesagt... aber ohne sie noch zu enttäuschen... denn sie wären im Stande, mich loskaufen zu wollen. Aber, mein Herr... wenn ich in Spanien fallen sollte, wo man sich schlägt, wie es heißt, dann wäre es schrecklich für mich, die Verachtung meiner Eltern mit ins Grab zu nehmen. Dann... ach! aber nur dann sagen sie ihnen, was ich gethan habe, auf daß sie erfahren, daß ihr Sohn ihrer Zärtlichkeit nicht unwürdig war.‟“ Der arme Junge weinte, während er diese Worte sprach; ich öffnete ihm meine Arme und

drückte ihn lange an mein Herz; denn auch ich war ihm eine Genugthuung schuldig, auch ich hatte ihn, seiner Aufführung nach, für ein schlechtes Subjekt gehalten."

„Dieses Beispiel tröstet uns für das andere," sagte Herr Guerreville, „aber leider glaube ich, daß die ersteren weniger selten sind."

In diesem Augenblick öffnete man die Thüre des Salons; ein großer Kerl von kaum dreißig Jahren, der mit einer Soldatenmütze von Wachsleinwand bedeckt war, ein Paar Husarenbeinkleider und einen bis an das Kinn zugeknöpften Jagdrock trug, näherte sich dem Herrn des Hauses und blieb vor ihm stehen, indem er die Hand an seine Mütze legte wie ein Soldat, der einen Offizier grüßt.

Dies war George, der Diener des Herrn Guerreville; der Bursche war Soldat gewesen und hatte sich dort die rasche und duldende Gewohnheit, zu gehorchen, angeeignet, welche bei den Dienern so selten wird; auch war er von außerordentlicher Ordnungsliebe, eine Eigenschaft, auf welche bei dem Militär streng gehalten wird; endlich war er weder geschwätzig noch neugierig: Alles dies ließ seinen geringen Verstand und seine beschränkte Geisteskraft in jedem andern Theile des Dienstes übersehen.

„Nun, George, sind Sie auf der Post gewesen?" fragte Herr Guerreville, als er seinen Diener eintreten sah.

„Ja, mein Herr, aber es sind keine Briefe für Sie da."

„Nichts Neues! . . . gar nichts . . . sechs Jahre sind es bald . . . und dennoch hoffe ich noch manchmal. Aber ich sehe wohl, daß Alles aus ist. O! es ist doch schrecklich, in dieser fortwährenden Spannung zu leben . . . und immer in seinen Hoffnungen getäuscht zu werden."

Guerreville hatte diese Worte mit halber Stimme gesprochen, aber mit einer so wehmüthigen Betonung, daß sich der Doktor versucht fühlte, in seine Arme zu stürzen, um ihn zu trösten, aber er hatte den Muth nicht dazu, denn die Blicke seines neuen Freundes waren so finster, so nachdenklich geworden, daß er sich fürchtete, ihn in seinem Gedanken zu stören.

Georg stand noch immer in der Mitte des Salon vor seinem Herrn.

„Was machen Sie da?" rief Herr Guerreville heftig, indem er seinen Diener ungeduldig ansah.

„Ich habe dem Herrn noch Einiges zu übergeben . . . noch Karten, die man mir für ihn zustellt hat; Georg überreichte seinem Herrn mehre Karten und verließ mit raschem Schritte den Salon."

Guerreville nahm mit übler Laune die Karten und heftete seine Blicke darauf, dann warf er sie ins Feuer, indem er sagte: „Vadevant, Boullardin . . . Desboulleaux . . . kenne ich denn diese Alle! . . . werden mich diese Leute hier nicht in Ruhe lassen! . . . Welche Wuth haben sie seit einigen Tagen, mir jeden Augenblick ihre Karten zu schicken! . . ."

Der Doktor Jenneval konnte einen Ausbruch des Lachens nicht unterdrücken, da er die Namen der Hauptmitglieder von der Gesellschaft, die sich bei Madame Blanmignon versammelt hatte, brennen sah. Guerreville wandte sich gegen ihn, indem er sagte: „Sie lachen, weil Sie mich diese Karten verbrennen sehen?..."

„Ja... denn ich erinnere mich... O! aber ich darf Ihnen das nicht sagen!"

„Sprechen Sie doch, Doktor. Ach! wenn Sie wüßten, wie gleichgültig mir jetzt Alles in der Welt ist!"

„Nun wohl! vor noch nicht langer Zeit nannte man Sie in der ganzen Stadt nur den Bären, weil sich Jeder darüber ärgerte, daß Sie die Einsamkeit der Gesellschaft vorzogen. Aber seitdem man erfahren, daß der Herr Unterpräfekt ein Freund von Ihnen ist, o! da hat sich die Stimmung hinsichtlich Ihrer sehr verändert!... Sie sehen es, man thut die ersten Schritte, man gibt die Karte bei Ihnen ab... O! Sie sind in Gunst!"

Guerreville versuchte zu lächeln und entgegnete: „Glücklich die Leute, welche sich mit all diesen Kleinigkeiten der Gesellschaft beschäftigen können!... Dies beweist zum Mindesten, daß sie keine große Sorge auf dem Herzen haben! Uebrigens, Doktor, werde ich aufhören, ein Gegenstand der Bewunderung für die Bewohner dieser Stadt zu sein."

„Wie! hätten Sie wirklich die Absicht, uns zu verlassen?"

„Ja . . . ich will nach Paris . . .“

„Auf längere Zeit? O! das ist mir leid, denn ich habe Sie stets mit Vergnügen besucht, und ich schmeichle mir, daß Sie so günstig über mich urtheilen, um zu glauben, daß dieses Vergnügen ohne Interesse war.“

Guerreville ergriff die Hand von Jenneval und drückte sie ihm heftig, indem er entgegnete: „Ja, gewiß, ich glaube Ihnen; und auch ich war gerne in Ihrer Gesellschaft.“

„Zudem, sagte der Doktor, wissen Sie, daß die Zeit Alles verwischt, und ich gestehe Ihnen, daß ich mir mit der Hoffnung schmeichelte, Sie allmählig von Ihrem Trübsinn heilen zu können.“

„O! niemals . . . niemals! . . . Es gibt Leiden, die sich nicht vergessen lassen; und zudem . . . ist es bei mir nicht Melancholie . . . Menschenhaß . . . aber ich denke lieber an das, was mir mein Leiden verursacht, als daß ich mich zu zerstreuen versuche.“

„Aber es ist möglich, daß ich auch nach Paris gehe, um mich dort niederzulassen. Sie wissen, daß ich Ihnen oft gesagt habe, der Aufenthalt in dieser kleinen Stadt sei mir nicht sehr angenehm. Im Fall ich nach Paris komme, werden Sie mir doch erlauben, Sie zu besuchen?“

„Ich bitte Sie sogar darum. Da ich den Aufenthalt in den Gasthöfen nicht liebe, werde ich mich genöthigt sehen, eine andere Wohnung zu suchen und sobald ich eine solche gefunden habe, werde ich Ihnen meine Adresse schicken.“

„Sie versprechen es mir?“

„Ich verspreche es Ihnen.“

Der Doktor war aufgestanden, er drückte aufs Neue die Hand von Guerreville und nahm Abschied von ihm.

Drittes Kapitel.

Ein Ball auf der Unterpräfektur.

Die Charivari-Soirée in Chateau-Thierry hatte Aufsehen gemacht; man hatte den Doktor um Verschwiegenheit gebeten, und alle diejenigen, welche sich an diesem Abend bei Madame Blanmignon befunden hatten, hatten sich das strengste Stillschweigen über diese Angelegenheit gelobt; und deßhalb wußte am andern Vormittage die ganze Stadt, was am vergangenen Abend in der Gesellschaft der Madame Blanmignon vorgegangen war.

Diejenigen, welche sich bei dem unterbrochenen Charivari nicht betheiligt hatten, ermangelten nicht, es aufs Strengste zu kritisiren. Nach ihrer Ansicht war das Unternehmen von beleidigender Unschicklichkeit, und Madame Blanmignon hätte, statt die Hände zu bieten, eher die Ausführung verhindern sollen.

Indeß, wie nun die Nachricht von Mund zu Mund immer mehr vergrößert wurde, so sagte man auch bald, Herr Vadevant und mehre von seiner Gesellschaft, wären die ganze Nacht in der Stadt

umhergezogen und hätten einen höllischen Lärm gemacht. Man hatte sie gehört, mehre alte Frauen versicherten sogar, sie hätten sie mit Kessel, Hämmer, Keulen und selbst mit Feuerwaffen bewaffnet, gesehen.

Und ihre Absicht war, den ehrenwerthen Herrn Guerreville taub zu machen! (Die ganze Stadt wußte auch, daß der Herr Unterpräfekt bei dem Unbekannten auf Besuch gewesen war.) Nun das Treiben der Charivaristen war um so verdammenswerther, als der interessante Fremde sich gerade unwohl befand, und das entsetzliche Geräusch, das man vor seinem Hause machen wollte, seine Nerven aufreizen, sein Blut erhitzen und vielleicht seinen Tod hätte zur Folge haben können.

Und seit nun Jeder seine Bemerkungen über diese Geschichte gemacht hatte, begegnete Badevant nur finstern Gesichtern; seine Bekannten wendeten den Kopf ab, um ihn nicht grüßen zu müssen; man schien ihn zu fliehen wie einen Aussätzigen; da halfen keine Entschuldigungen, kein Rufen: Ich trug ja nur einen Bettwärmer und zudem sind wir gar nicht aus der Thüre der Madame Blanmignon gekommen; man erwiderte ihm: Sie haben in Ihren Bettwärmer eine Last von fünfzig Pfund gethan... Sie sind fortgegangen... die ganze Stadt hat Sie gehört. Ach! was hatte Ihnen dieser Mann gethan . . . der Freund des Herrn Unterpräfekten? O! es ist unverzeihlich.

Badevant war in Verzweiflung; er blieb acht

Tage zu Haus und wagte es nicht einmal, zum Fenster hinauszusehen. Er ließ sich Thee holen, um das Interesse für sich wieder zu erregen und glauben zu machen, er wäre krank.

Desboulleaux wurde in der That unwohl und war genöthigt, vierzehn Tage lang Reißwasser zu trinken.

Madame Blanmignon gab keine Gesellschaften mehr, und vergaß drei Tage lang ihre Haare, Augenbraunen und Wangen zu färben.

Die andern Betheiligten vermieden es, sich in Gesellschaft zu zeigen.

Boullardin endlich, welcher Herrn Guerreville zuerst den Beinamen eines Bären gegeben hatte, bestellte ein neues Kleid, welches ihm der Schneider anmessen wollte, wieder ab.

Was übrigens die Angst der in diese Affaire Verwickelten aufs Höchste steigerte, war, daß man wußte, der Herr Unterpräfekt sei von dem Vorfall unterrichtet und habe den Doktor Jenneval zu sich rufen lassen, ohne Zweifel um von ihm etwas Näheres zu erfahren.

Bald aber versetzte eine andere Neuigkeit die Geister in Thätigkeit: der Herr Unterpräfekt wollte einen großen Ball geben. Gewöhnlich hatten die Personen der Gesellschaft von Madame Blanmignon die Ehre, Einladungen von der Unterpräfektur zu erhalten; aber diesmal sagte man sich: Es ist sehr wahrscheinlich, daß alle Diejenigen, welche sich erlaubt haben, den ehrenwerthen Freund des Herrn

Unterpräfekten zu verspotten, zu seinem Balle nicht werden eingeladen werden.

Und wirklich, die Einladungen zu den Honoratioren kamen und die Charivaristen erhielten keine.

„Wir gehen auf den Ball des Herrn Unterpräfekten," bemerkt man mit Nachdruck in Gegenwart von Badevant und Desboulleaux; „er wird prächtig sein, wie man sagt, und eine gewählte, feine Gesellschaft . . . nicht eine einzige Person, die nicht hinpaßte."

Die in Ungnade gefallenen Unglücklichen entfernen sich mit gesenktem Haupte und langer Nase; einige weinten, als sie nach Hause kamen.

Aber einige Tage nachher erschienen alle Diejenigen, welche sich aus Furcht, man möchte sich über sie lustig machen, nicht zu zeigen gewagt hatten, mit strahlendem Antlitze, die Stirn erhaben und ein Lächeln auf den Lippen, wie sonst.

Nun konnten sie sich sehen lassen: sie hatten auch ihre Karten zum Präfekturballe erhalten; sie liefen, es überall erzählend, umher und sprachen von nichts Anderem, indem sie immer mit boshafter Miene wiederholten: Es wird eine trefflich zusammengesetzte, sehr gewählte, sehr feine Gesellschaft sein.

Die Andern waren erstaunt, verstummt; sie sagten unter sich: Das ist doch sonderbar! . . . Wie, der Herr Unterpräfekt erweist ihnen die Ehre, sie einzuladen! . . . Aber man wird sehen, vielleicht

hat er ihnen auf seinem Ball eine gute Lektion zugedacht.

Unterdessen machte man große Vorbereitungen für die Toilette; die zuletzt Eingeladenen wollten besonders prächtig erscheinen, um dem Balle des Unterpräfekten Ehre zu machen. Boullardin hatte seinen neuen Anzug wieder bestellt, und er wollte sogar noch ein Paar sammetne Beinkleider haben, trotz der Vorstellungen seiner Frau, welche fand, daß dies nicht zu seinen Einkünften passe.

Was noch mehr die Neugierde erregte, war der Umstand, daß man glaubte, Herr Guerreville würde, trotz seinem Hang zur Einsamkeit, vielleicht auf dem Balle seines Freundes, des Unterpräfekten, erscheinen. Nie wurde ein Tag mit größerer Ungeduld erwartet, nie hat ein Fest zum Voraus so viel Aufregung verursacht und so viele Vermuthungen hervorgerufen.

Endlich war diese große Soirée herangekommen. Man begab sich mit stolzer Haltung auf die Unterpräfektur, einige der Eingeladenen nicht mit ruhigem Herzen, und man wird es errathen, daß dies die Charivaristen waren; indeß faßten sie sich so ziemlich und thaten sich Zwang an, um immer ein Lächeln auf den Lippen zu haben. Der Herr Unterpräfekt machte auf seinem Balle die Honneurs mit vieler Anmuth; er war freundlich gegen Jedermann; die Gemüther beruhigten sich, besonders da der gefürchtete, geheimnißvolle Fremde, Herr Guerreville, nicht erschien.

Der Tanz nimmt seinen Anfang; Vadevant kommt nicht vom Platze; er engagirt die häßlichsten Damen und springt wie toll mit ihnen herum: und dies Alles, um sich bei dem Unterpräfekten in Gunst zu setzen. Herr Boullardin glaubt, es liege in seinem Interesse, keine Platte mit Eis oder Kuchen vorübergehen zu lassen, ohne davon zu nehmen; selbst der ängstliche Desboulleaux thut sich Gewalt an, er will versuchen, einen Galopp zu tanzen, und tritt dabei seiner Tänzerin so oft auf die Füße, daß sie genug hat, bevor sie eine Tour durch den Salon gemacht.

Der Doktor Jenneval ist auf dem Balle; er tanzt nicht, aber er geht umher, er beobachtet, er lächelt oft, hauptsächlich wenn er Vadevant tanzen sieht.

Alles ging vortrefflich, der Ball war sehr belebt und versprach es noch ferner zu sein; aber man setzte jetzt das Tanzen aus, um die Damen an eine große Tafel zu führen und an derselben Platz nehmen zu lassen, auf welcher das Abendessen angerichtet war, mit einem Ueberfluß von Aufsätzen und Wachskerzen. Die Damen saßen alle; die Herren standen hinter ihnen und bewunderten den Anblick, indem sie auf das Aufstehen der Damen warteten, das ihnen erlauben würde, noch etwas Besseres zu thun, als das Souper zu bewundern. Der Herr Unterpräfekt machte die Honneurs an seiner Tafel, und von allen Seiten empfing er nichts als Complimente über die Eleganz seines Festes.

Aber ein kleiner, sehr häßlicher und naseweiser Herr, welcher darauf gerechnet hatte, die Gesellschaft der Madame Blanmignon foppen zu sehen, schlich sich hinter den Stuhl des Festgebers, und, einen Augenblick des Stillschweigens benützend, der nur durch das Geräusch der Messer und Gabeln unterbrochen wurde, begann er mit lauter Stimme:

„Herr Unterpräfekt ... Ihre Soirée ist vortrefflich, aber ich erwartete hier mit Herrn Guerreville zusammenzutreffen ... denn man hat mir gesagt, Herr Guerreville habe die Ehre, einer Ihrer Freunde zu sein.“

Diese Worte brachten die ganze Gesellschaft in lebhafte Aufregung: die Einen erhoben den Kopf, sahen sich um und erwarteten mit Spannung die Antwort des Unterpräfekten; die Andern schlugen die Augen nieder und wußten gar nicht mehr, wie sie sich verhalten sollten. Vadevant steckte sein Kinn in seine Cravatte und hätte sein ganzes Gesicht darin verbergen mögen; Boullardin verschüttete seine Dose auf die Schultern seiner Frau, hinter welcher er beständig stand; Madame Blanmignon führte einen Löffel voll Apfelbrei statt zum Mund in die Nase, und Desboulleaux endlich ließ einer Dame einen Theil des Compots, das er ihr präsentiren sollte, auf das Kleid fallen.

„Ah! Sie wissen also, daß Herr Guerreville mein Freund ist?“ erwiderte endlich der Herr Unterpräfekt, indem er einen spöttischen Blick auf seine Gäste warf.

Der kleine boshafte Herr glaubte nun eine Dummheit gesagt zu haben und murmelte zwischen den Zähnen: „Ich weiß . . . das heißt, der Herr Unterpräfekt . . . man hat mir gesagt . . . man glaubt zu wissen . . . übrigens erlaube ich mir nicht, etwas mit Bestimmtheit zu behaupten.“

„Nun gut! mein Herr, man hat sich nicht getäuscht; ja, ich kenne Herrn Guerreville seit sehr langer Zeit. Ich kannte seinen Aufenthalt in dieser Stadt nicht und war entzückt, ihn hier wiederzufinden; es würde mir, ich gestehe es Ihnen, sehr lieb gewesen sein, ihn in dieser Gesellschaft zu sehen, aber Herr Guerreville widerstand meinen dringenden Bitten . . . und nach dem Wenigen, was er mir gesagt, fühlte ich wohl, daß ich nicht weiter in ihn dringen könnte. Zudem habe ich vernommen, daß einige schändliche Gerüchte auf seine Rechnung in unserer Stadt im Umlauf waren.“

Hier stützte sich Boullardin mit beiden Händen auf die Schultern seiner Frau, da es ihm an Kraft gebrach, sich aufrecht zu erhalten, und Badevant fuhr bis an den Mund in seine Cravatte.

Der Unterpräfekt fuhr fort: „Ich sehe nicht ein, warum ein Mann den Spöttereien der Gesellschaft ausgesetzt sein soll, weil er in der Einsamkeit zu leben wünscht . . . Wir haben Männer von großem Verdienst gehabt, welche die Welt nicht liebten.“

„Jean Jacques Rousseau konnte sie nicht leiden,“

murmelte Vadevant, ein wenig aus seiner Cravatte hervorkommend.

„Und nicht immer ist man ein böser Mensch," fuhr der Unterpräfekt fort, „weil man die Gesellschaft flieht; aber es gibt Leute, die wegen eines Witzes Schlechtes von ihrem Vater sagen würden."

Boullardin kneipte die Ohren seiner Frau, er wußte nicht mehr, was er that.

„Man hat mir sogar gesagt . . . es wäre ein Charivari im Vorschlag gewesen, um meinen Freund Guerreville zu zwingen, unsere Stadt zu verlassen."

Hier richteten sich Aller Augen auf diejenigen Personen, welche sich bei Madame Blanmignon befunden hatten. Vadevant ließ nur noch seine Nase sehen; es trat eine allgemeine Stille ein, Gabeln, Löffel und Zungen waren außer Thätigkeit.

Der Unterpräfekt fuhr mit einem fast strengen Tone fort: „Aber ich habe solche Geschichten nicht glauben wollen. Wie konnte ich in der That auch annehmen, daß Leute von Verstand, gut erzogene Menschen, die Absicht gehabt hätten, eine Handlung zu begehen . . . die immer schimpflich ist, und einen Menschen, der ihnen nichts gethan, der ihnen unbekannt ist, derselben preiszugeben . . . ein Mann, der vielleicht durch seine Stellung in der Welt, Ansprüche auf ihre Rücksicht . . . auf ihre Achtung, auf ihre Ehrerbietung hat?"

Der Unterpräfekt sprach diese Worte mit besonderem Nachdruck. Der Doktor Jenneval biß sich in die Lippen, um nicht in ein lautes Lachen aus-

zubrechen, und an der Tafel sagte man sich mit halblauter Stimme: der Unbekannte ist ein bedeutender Mann... ein ehemaliger Minister; — ein bevollmächtigter Agent; — ein großer Kapitalist; — ein General; — ein Gesandter; — ein Graf, ein Herzog, ein Prinz.

„Ich wiederhole es, ich habe von all dem nichts geglaubt," fuhr der Unterpräfekt mit freundlicher Miene fort; „aus einer einfachen Unbesonnenheit hat man ein Ungethüm gemacht; aber ich verabscheue die Klatscherei: Einigkeit und Vergessenheit ist mein Wahlspruch; und da ich überhaupt Einigkeit und Frieden in unserer kleinen Stadt zu sehen wünsche, so hoffe ich, daß von dieser Angelegenheit nicht mehr die Rede sein wird."

Diese Worte riefen die Heiterkeit wieder auf alle Gesichter. Vadevant zog sein Kinn ganz aus der Cravatte; Boullardin ließ die Ohren seiner Frau los und versprach ihr ein Paar schönere Ohrgehänge zu kaufen, um sie für den ausgestandenen Schmerz zu entschädigen und Desboulleaux versprach sich einen zweiten Galopp zu wagen, wenn er eine Tänzerin fände, die Willens wäre, mit ihm zu tanzen.

Die Damen verlassen die Tafel und lassen dem Souper die größte Ehre widerfahren, indem sie den Witz sprudeln lassen, der ihnen zu Gebote steht. Sie rühmen den Champagner des Unterpräfekten, und Boullardin, der sich auf einmal wieder in Gunst setzen will, erhebt sein Glas und schreit: „Auf die

Gesundheit des Herrn Unterpräfekten und seiner erhabenen Familie!“

Dieser Toast wird mit all dem Enthusiasmus, den der Champagner hervorbringen kann, wiederholt. Alsdann kehren die Herrn in den Ballsaal zurück; die Tänze, Walzer, Galoppaden fangen wieder an: Alles ist von einer zügellosen Heiterkeit, da man keine Störung derselben mehr zu fürchten braucht: Einigkeit und Vergessenheit. Herrliche Wort in der That, die alle Menschen wohl überlegen und praktisch anwenden sollten; aber es gibt noch mehr Dinge als diese, die man thun sollte und nicht thut! Diese glänzende und herrliche Nacht nahm auch ein Ende, weil Alles einmal enden muß. Das ist freilich schlimm, wenn man sich amüsirt. Wenn man sich jedoch fortwährend amüsirte, würde es vielleicht sehr langweilig enden. Das Schlimme ist dem Guten zur Seite, die Trauer nahe der Lust, Langeweile begleitet das Vergnügen, dies ist die Schattenseite des Gemäldes. Ein Leben, in welchem man nichts zu wünschen hätte, müßte sehr einförmig sein.

Jedermann war wieder in seine Behausung zurückgekehrt; die jungen Leute berechneten die Zahl der Contretänze, die sie getanzt hatten: denn am Tage nach einem Balle ist es eine große Befriedigung, zu seinen Freundinnen sagen zu können: Ich habe mehr getanzt als Du.

Die Damen erinnerten sich der Wirkung, die sie durch ihre Toilette hervorgebracht hatten, dann

gewisser Blicke oder Worte, die sie für unnöthig hielten, ihren Männern anzuvertrauen, welche ihrerseits vielleicht mit Vergnügen sich an ihre Galanterien gegen manche Damen erinnerten. Kurz, man amüsirte sich in Erinnerung an sein Steckenpferd, an seine Lieblingsneigung.

Nun aber war Vadevants Lieblingsneigung die Neugier, und als er zu Hause angekommen war und sich zu Bette gelegt hatte, um die nach einer Ballnacht nöthige Ruhe zu genießen, konnte er nicht aufhören, an das zu denken, was der Unterpräfekt in Betreff Guerreville's gesagt hatte. Er wiederholte sich die Worte: Er ist ein Mann, der vielleicht durch seine Stellung in der Welt Ansprüche auf unsere Rücksicht, auf unsere Achtung, auf unsere Ehrerbietung hat.

Und Vadevant zerbrach sich den Kopf, um zu errathen, welchen Rang dieser mysteriöse Fremde bekleiden könnte. Der Doktor Jenneval schien es zu wissen; aber der Doktor war sehr diskret, und hatte sich schon bei mehren Gelegenheiten über Vadevants Neugierde lustig gemacht, er hatte also keine Hoffnung, durch ihn etwas zu erfahren.

Vadevant schlief fast gar nicht, und am folgenden Tag schickte er Herrn Guerreville seine Karte, indem er sich sagte: dies kann keinen Schaden bringen.

Nach Verfluß von einigen Tagen abermals eine Karte; aber das brachte ihn nicht vorwärts. Guerreville schickt ihm die seinige nicht einmal zurück.

Vadevant war nicht der Mann, sich abschrecken zu lassen; er wollte um jeden Preis die Bekanntschaft des Freundes des Unterpräfekten machen. Er ging mehre Tage nach einander vor dem Hause, das Herr Guerreville bewohnte, spazieren; er hoffte, dieser würde herauskommen und er alsdann Gelegenheit finden, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Auch hierin täuschte er sich. Herr Guerreville kam nicht heraus und Vadevant hatte umsonst geschildert.

Endlich entschloß er sich zu einem entscheidenden Mittel zu greifen. Eines Morgens, nach dem Frühstücke, kleidete er sich mit vieler Sorgfalt an und machte sich auf den Weg, um selbst einen Besuch bei diesem geheimnißvollen Herrn zu machen, bei welchem er begierig war, zugelassen zu werden.

Unterwegs sagte Vadevant zu sich selbst: Allem nach ist der Mann zu wohl erzogen, als daß er mich nicht empfangen sollte; ich will mich ihm vorstellen... unter dem Vorwande... Teufel! unter welchem Vorwande?... O! ich hörte sagen, er suche ein Haus zu kaufen... und ich weiß Viele, die zu verkaufen sind... Ich habe zwar von alle dem nichts sprechen hören, aber stehe ich diesem Herrn nur einmal gegenüber, dann knüpft sich schon ein Gespräch an... Ich schmeichle mir ebenso liebenswürdig zu sein, wie Doktor Jenneval. — Dieser Unbekannte ist von meiner Höflichkeit, von meinen Manieren entzückt und fordert mich auf, ihn öfters zu besuchen... das macht sich von selbst;

klopfen wir an. Vadevant klopft an, denn er war indessen vor der Thüre des Herrn Guerreville angekommen; ein großes, roth und dickbäckiges Mädchen öffnete ihm.

„Ei! von dieser Magd wußte ich bis jetzt nichts," sagte Vadevant zu sich; „aber sie ist mir doch lieber als sein großer Klotz von einem Bedienten."

Und das dicke Mädchen mit einer liebenswürdigen Miene anlächelnd, trat ihr Vadevant einen Schritt näher, indem er sagte: „Könnte ich die Ehre haben, Ihren Herrn zu sprechen? . . . es ist eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit . . . und wenn ich in diesem Augenblick nicht störe . . ."

„O! ja, mein Herr, nichts ist leichter," erwiderte die Dienerin; „mein Herr ist oben und frühstückt . . . Aber Sie können selbst zu ihm hinaufgehen . . ."

„Er frühstückt?" sprach Vadevant, „dann fürchte ich meine Zeit sehr schlecht gewählt zu haben . . . und ich bin nicht so kühn, mir zu erlauben..."

„Gehen Sie doch. — Gehen Sie doch... mein Herr genirt sich nicht im Essen, wenn auch Leute da sind; begeben Sie sich nur in den ersten Stock, dort werden Sie ihn finden."

Vadevant läßt sich diese Worte nicht wiederholen; er steigt entzückt über die Leichtigkeit, mit welcher Herr Guerreville sich sprechen läßt, die Treppe hinauf und bedauert nur, nicht früher gekommen zu sein. In dem ersten Stocke angekommen, befand er sich in einem Vorsaal und wußte nicht, durch welche Thüre er eintreten sollte; er horchte

einen Augenblick. Ein Geräusch von Flaschen bezeichnet ihm den Weg; er ordnet seinen Anzug, macht Halsbinde und Kragen zurecht, nimmt den Hut ab, öffnet eine Thür und indem er sich tief zur Erde bückt, murmelt er: „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Herr, wenn ich störe.“

„Nun gut, zu wem will Er denn mit seinen tausend Entschuldigungen, Er?“ entgegnete mit rauher Stimme ein langer, von Kohlen geschwärzter Mann, der, die dritte Flasche leerend, vor einer Tafel saß.

Vadevant erhebt seine Augen, er betrachtet die Person, die er vor sich hat, und wird roth vor Zorn, als er bemerkt, daß er sich vor einem Manne, mit dem er auf der Straße nicht gesprochen hätte, bis zur Erde gebückt hatte, vor einem dicken Bauern, der wegen seines Hangs zum Trunke in der Stadt bekannt war, und der sich als Kohlenträger das Geld gesammelt hatte, das er vertrank.

„Ich will zu Herrn Guerreville!“ rief der kleine Mann, indem er sich übermüthig aufrichtete und seinen Hut aufsetzte; „mit Ihm habe ich wahrhaftig nichts zu schaffen.“

„Nun gut! . . . warum kommen Sie denn zu mir? . . . das ist einerlei, wollen Sie einen Schluck trinken? — Herr Guerreville wohnt nicht mehr hier? — Wer ist denn der Herr eigentlich? . . .“

Vadevant ging verdrießlich aus dem Zimmer, stieg die Treppe hinab und sagte zu dem Dienstmädchen: „Warum ließen Sie mich denn hinaufgehen? . . . Ich wollte zu Herrn Guerreville . . . ich brauche

keine Kohlen, ich! — Das haben Sie mir nicht gesagt ... Sie haben nur nach meinem Herrn gefragt. — Ihr Herr! ... Aber wissen Sie nicht, wo derjenige hingegangen ist, der das Haus vor Euch bewohnte? — Ah! der Herr, der hier war ... mit seinem Bedienten? — Ja, derselbe! — Sie sind nach Paris gereist ... so viel ich wenigstens vernommen habe."

„Nach Paris gereist!" schrie Vadevant sich entfernend, „ich bin zu spät gekommen! .. Gleichviel ... ich gehe auch nach Paris ... ich mache eine Erholungsreise dorthin und werde mich bemühen, den Herrn Guerreville aufzufinden.

Viertes Kapitel.

Aushängetafeln.

Einige Tage nach der Unterhaltung, welche Herr Guerreville mit dem Doktor Jenneval gehabt, hatte der erstere seinem Diener befohlen, die Mantelsäcke zurecht zu machen und den folgenden Morgen fuhren sie in einer Postchaise nach Paris.

Unterwegs ließ Georg, der bei seinem Herrn im Wagen saß, hie und da einen Ausruf der Freude vernehmen, aber er unterdrückte dieselben auch alsbald wieder, aus Furcht, seinem Herrn zu mißfallen. Georg war noch nie in Paris gewesen. In

der Bretagne geboren und dort zum Soldaten ausgehoben, hatte sein Regiment, während der ganzen Zeit, daß er die Flinte trug, nicht ein einzigesmal in der Hauptstadt in Garnison gelegen; hernach war er gerade zu dem Zeitpunkte in die Dienste des Herrn von Guerreville getreten, als dieser, nachdem er lange auf Reisen gewesen war, sich in Chateau=Thierry niederließ, wo sie drei Jahre verweilten.

So oft Halt gemacht wurde, um die Pferde zu wechseln, sah sich Georg überall um und bemühte sich, etwas zu entdecken, das die Nähe der großen Stadt andeutete. Aber Paris läßt sich nicht wie das Meer schon von der Ferne vernehmen, und oft ist noch eine halbe Meile von der Stadt Alles still, einsam und armselig.

Zum Glück für Georg ist die Entfernung von Chateau=Thierry nicht groß. Der Exsoldat sah sich bald in der Mitte einer neuen Welt: die Läden, die Equipagen, die Vorübergehenden, Alles setzte ihn in Erstaunen, betäubte ihn; er hielt sich für betrunken als er mit seinem Herrn in ein schönes Hotel in der Straße Richelieu eintrat.

Herr Guerreville nahm ein Zimmer, welches die Aussicht auf die Straße hatte, und Georg sagte zu sich: Mein Herr wird sich hier nicht gut befinden, da er die Ruhe und die Einsamkeit so sehr liebt, er wird hier nicht ruhen können. Und den andern Morgen, als er bei seinem Herrn eintrat, erlaubte er sich zu sagen: „Der Herr hätte wohl hier nicht schlafen sollen; man hört zu sehr das Geräusch von der Straße.

„Ich bin an das Geräusch von Paris gewöhnt," erwiderte Guerreville lächelnd: „O! mein braver Georg, ich bin in dieser Stadt geboren ... ihr Geräusch, ihr Treiben und ihre Vergnügungen haben mich lange angezogen ... Das macht Dich staunen, Georg; weil ich jetzt traurig und zurückgezogen bin, hast Du Mühe, zu glauben, daß ich heiter, ausgelassen sein konnte, wie die jungen Leute, die Du hier vor unseren Augen vorübergehen siehst, und deren einzige Beschäftigung es scheint, sich sehen zu lassen und über Alles, was sie sehen, zu lachen. Aber auch ich war jung ... und ich war nicht besser als die Anderen ... vielleicht noch etwas schlimmer. Indessen suchte ich nie für besser zu gelten als ich war ... und es ist eine Tugend, seine Fehler nicht zu verbergen; es gibt sehr viele Leute, welche sich, im Gegentheile, Tugenden beilegen wollten, die sie nicht besitzen."

Guerreville schien eher ein Selbstgespräch zu führen und laute Reflexionen zu machen, als mit seinem Diener zu sprechen. Demungeachtet hörte ihn Georg achtungsvoll an und wartete bis sein Herr enden würde, um ihn zu fragen, ob er frühstücken wollte.

Guerreville kleidete sich rasch an und nahm zu Georgs großem Erstaunen, ohne zu frühstücken, seinen Hut und ging aus.

„Es scheint, wir werden hier kein Leben führen wie zu Chateau-Thierry," sagte Georg, als er seinen Herrn sich entfernen sah, „wir werden nicht mehr leben wie die Wölfe ... das ist mir lieber ... es raucht sich in Gesellschaft weit angenehmer."

Und wirklich war es auch nicht Guerreville's Absicht, in Paris ein zurückgezogenes Leben zu führen; er war mit dem Vorsatz nach Paris gekommen, noch einen Versuch zu machen, um Jemand wiederzufinden, von welchem er seit langer Zeit vergeblich Nachricht erwartete; diesen Jemand hatte er schon einmal in Paris und dann in verschiedenen Ländern gesucht; hierauf reiste er drei Jahre lang, in der Hoffnung, ihm zu begegnen und in Verzweiflung darüber, daß es ihm nicht gelang, zog er sich nach Chateau-Thierry zurück, wo er während drei Jahren nur seinen Sorgen und seinem Kummer lebte und dennoch bisweilen die Hoffnung hegte, eine angenehme Nachricht würde seinem Schmerze ein Ziel setzen; aber nach langem, vergeblichem Harren, konnte er dem Drange nach Paris zurückzukehren, nicht mehr widerstehen. Denn es war sehr wahrscheinlich, daß die Person, die er suchte, sich dort befand. Es gibt ein altes Sprüchwort, welches sagt: Suchet, so werdet ihr finden. Das Sprüchwort ist grundfalsch, denn es gibt tausend Sachen, die ich schon oft gesucht habe und die ich niemals finden konnte und dennoch bitte ich Sie zu glauben, daß ich weder den Stein der Weisen, noch das Verjüngungswasser suchte. Guerreville war nicht glücklicher und sagte zu sich selbst: „Wie kann man in Paris Jemand finden, der sich daselbst unter einem Namen verbirgt, den man nicht kennt? Wie ist es möglich, sich in dieser unermeßlichen Stadt zurechtzufinden, in der man jeden Augenblick,

ohne es zu wissen, vor der Wohnung desjenigen vorbeigehen kann, den man weit davon wähnt?"

Diese Betrachtungen machte er, indem er auf gut Glück in der Stadt umherspazierte; dabei stießen seine Blicke jeden Augenblick auf Zettel, welche an den Häusern angeschlagen waren oder heraushingen; es fiel ihm ein, daß er nicht im Gasthofe wollte wohnen bleiben und er sich daher eine Wohnung suchen müßte; ferner bedachte er, daß die Aushängezettel herrliche Hülfsmittel sind, um Jemand in einer großen Stadt aufzufinden und er dankte der Vorsehung, die ihm ein Mittel an die Hand gegeben hatte, an das er nicht gedacht hatte. Zudem ist es auch ein Zeitvertreib, sich die Wohnungen anzusehen, welche zu vermiethen sind und man hat dabei Gelegenheit, mancherlei Scenen zu betrachten. Für einen Denkenden ist dies ein herrliches Mittel, sich zu unterrichten. Wenn Ihr nichts zu thun habt, zwecklos umherschlendert und Euch zerstreuen wollt, ohne den Muth zu haben, irgend etwas dafür zu wagen, so machet von diesem Mittel Gebrauch; es gibt nichts Unschuldigeres, kostet Nichts und ermüdet bloß Eure Füße; in Paris gibt es immer Wohnungen zu besehen; man kann nicht dreißig Schritte in den Straßen oder Boulevards machen, ohne Aushängetafeln zu bemerken und darunter sind manche sehr komisch. Ich spreche hier nicht von der Orthographie! . . . in Paris stößt man sich an diese Kleinigkeit nicht, die Aushängetafeln beweisen dies am Besten. Die Buchstabenkleckser

bekümmern sich wenig um die Meinung, die der Fremde über unsere Unwissenheit haben muß; diese Menschen, welche sich Künstler schimpfen, verstehen es, runde oder gothische Buchstaben auf die Thüre eines Ladens zu machen, aber mit der Grammatik haben sie sich nie beschäftigt. Und da sich Viele für jeden einzelnen Buchstaben bezahlen lassen, so wollen sie auch so viel als möglich verdienen und schreiben Spezereien mit zwei S, zwei E und zwei N am Schlusse.

Kehren wir jedoch zu dem Kapitel „Zu vermiethen" zurück. Ihr werdet mir vielleicht sagen: „Ich habe keine Lust auszuziehen . . . aber was thut das? Das hält uns nicht ab, uns die Wohnungen anzusehen. Ihr werdet noch sehr viele Dinge sehen, während es scheint, als wolltet Ihr nur die Wohnung besehen!

Ehestandsscenen, Familienscenen, Damen im Negligée und oft noch paradiesischer costümirt; hier einen Herrn, der in übler Laune ist, weil wir ihn in der Arbeit gestört haben; die junge Dame ist noch verdrießlicher über die Störung, weil sie Musikstunde hat und ihr junger Lehrer ihr etwas Anderes als die Scala vorsang; die Köchin brummt, weil sie den Braten verlassen muß, der ihr verbrennen wird; diese reiche Dame befürchtet, die, welche die Wohnung suchen, könnten sich aus derselben etwas aussuchen und Diebe sein (was auch manchmal vorkommt) und folgt ihnen in alle Zimmer ohne sie einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren; dann,

sobald sie fort sind, läuft sie umher, um sich zu versehen, daß ihre Uhr, ihr Silberzeug und ihr Sekretär noch am rechten Platze sind; und die verschämten Armen, die nur eine sehr mäßige Schüssel zum Mittagsbrode haben und auf zinnernen Geschirren speisen . . . O! gewiß, man ist sehr ärgerlich, diese bei Tische angetroffen zu haben, man bemüht sich, so zu thun, als bemerkte man ihre Speisen nicht, welche sie rasch unter den Tellern zu verstecken suchen; man entfernt sich, ohne sich den Anschein zu geben, daß man die Schüssel mit Kartoffeln gesehen habe, welche sie sich zu essen enthalten, während sie ziemlich laut und mit eigenthümlicher Betonung sagen: Das Huhn war gut, das Huhn war vortrefflich!

Sehet, welche Dinge Euch die Aushängezettel versprechen, und ich habe noch nicht den zehnten Theil erwähnt. Ohne einzutreten könnet Ihr Euch schon an den Anschlägen über der Thüre ergötzen. Da schauet hin und leset: Schöne Wohnung für einen ledigen Herrn mit einem Keller und Spiegeln geschmückt; und dort: Großes Logis mit Stallung und Remise, frisch tapezirt; und anderwärts: Schönes möblirtes Kabinet, von hinten, erst kürzlich reparirt.

Seit mehren Tagen ging Guerreville sogleich nach dem Frühstück aus und brachte die ganze Zeit bis zum Mittagessen mit dem Besehen von Wohnungen hin. Verweilen wir mit ihm vor einem Hause der Straße Montmartre, über dessen Eingang Aushängetafeln

hängen. Guerreville trat ein und bemerkte an der linken Seite die Loge des Portier; er klopft an ein viereckiges Fenster, es erfolgt keine Antwort, aber man gibt ihm ein Zeichen, daß er den Knopf an dem einen Glasfenster umdrehen soll; er öffnet das Fenster und steckt seinen Kopf durch, aber er ist genöthigt, ihn sogleich wieder zurückzuziehen; ein starker Geruch von Kohlen, Knoblauch und Leder drang ihm zugleich in die Nase und in die Kehle. Es befanden sich hier in einem ungefähr vier Quadratfuß großen Raume zwei Kinder, die sich auf dem Boden herumwälzten, eine Frau, die ein drittes an der Brust hatte, während sie zugleich ihren Kochtopf abschäumte, und ein schmutziger, brauner, häßlich gestalteter Mann, der den Absatz auf einen Stiefel nähte, indem er trillerte:

> Gebt mir mein Vaterland zurück,
> Oder laßt mich sterben.

Guerreville entschloß sich endlich doch, die Ausdünstungen, die aus der Loge kamen, einzuathmen, und indem er zugleich an sich selbst die Frage stellte: wie kann es Kinder geben, die in dieser Atmosphäre sich entwickeln? richtete er an den Portier die gewöhnliche Frage: Was ist in diesem Hause zu vermiethen? Der Portier beugt sich hier über ein Brett weg, das ihm als Werktisch diente, und begann nach der Gewohnheit der Leute dieser Art damit, denjenigen, der an ihn diese Frage stellte, von oben bis unten zu messen, dann entschloß er sich zu erwidern: „Wir haben mehre Lokale, große

und mittelmäßige; es kommt darauf an, was der Herr darauf verwenden will ... Liebe Frau, gib auf den Kleinen Acht, er wird sonst in den Topf patschen."

In der That hatte sich die Frau des Portiers so sehr übergebogen, um nach ihrer Suppe auf den Kohlen zu sehen, daß ihr Säugling, der sich vom Busen losgemacht hatte, in Gefahr kam, mit einem sehr großen Stücke Speck, welches über das Wasser hervorragte, Gemeinschaft zu machen.

„Kann man die Wohnungen nicht sehen?" fragte Guerreville.

„O ja, mein Herr, man kann sie jeden Augenblick sehen ... ich werde Sie führen, denn der Hausbesitzer verlangt, daß wir die Leute selbst führen ... dies ist seinerseits eine Schwäche ... damit wir auf die Vorzüge des Lokals aufmerksam machen. Frau, gib auf den Kleinen Acht, er liebt den Speck, der Schlecker da."

Der Portier verläßt seinen Stiefel, sucht sich durch seine Kleinen und die alten Schuhe, welche die Loge ausfüllen, einen Weg zu bahnen, und gelangt endlich bis zu Guerreville, der das Lachen nicht unterdrücken konnte, da er ihn nun aufgerichtet sah; sitzend schien der Mann von gewöhnlichem Wuchse zu sein, aber stehend war er nicht so groß wie ein Besen; seine ganze Person steckte im Rumpfe, seine Beine und Schenkel bemerkte man kaum, was jedoch den schuhflickenden Portier nicht hinderte, sich

im Gehen wie ein Tambour-Major hin- und herzuwiegen.

„Sucht der Herr ein Wirthschaftslokal? . . . — Vielleicht. — Ah! gut! . . . mit Küche? — Ohne Zweifel. — Sehr gut! Frau, gib auf den Kleinen Acht . . . Haben Sie Kinder, mein Herr?" Bei dieser Frage konnte Herr Guerreville eine starke Aufregung nicht unterdrücken, die den Portier erschreckte, dem er trocken entgegnete: „Was bekümmert das Sie, ob ich Kinder habe? Werden Sie mit Ihren Fragen bald zu Ende sein?"

„Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie dies fragte, aber der Hausbesitzer liebt die Kinder nicht, er hat die Schwachheit zu behaupten, dieselben brächten Unfug in die Häuser."

„Wie kommt es alsdann, daß er Sie als Portier beibehält? — Ah! das ist wahr, sehr wahr . . . die Bemerkung ist gut . . . aber, sehen Sie, meine Kleinen verlassen meine Loge niemals . . . sonst komme ich mit meinem Knieriemen. Wollen Sie kommen, mein Herr . . . Frau, nimm den Kleinen in Acht?"

Guerreville folgte dem Portier, der sich endlich entschloß, die Treppe hinaufzusteigen. Sie kamen in den ersten Stock.

Der Portier blieb stehen und sagte mit höhnisch lächelnder Miene: „Nicht hier . . . Sie sehen doch die Platte an der Thür. Hier wohnt ein Kirchenbeamter . . . Auf dieser Seite ist das Arbeitszimmer, hier arbeiten die Gehülfen . . . o! wie die

Pferde . . . wie meine Frau sagt, welche zuweilen in die Studirstube kommt, um den jungen Leuten Thee zu bringen. Diese jungen Kleriker trinken sehr viel Thee, sie haben oft den Schnupfen; aber der Herr arbeitet eben so stark . . . o! immerwährend! Er ist auch noch ein junger Mann, aber er will Geld verdienen, darauf hat er es abgesehen. Er ist seit Kurzem verheirathet . . . und er hat vielleicht seine Stelle mit der Mitgift seiner Frau bezahlt; eine kleine Frau, die nicht besonders schön und auch nicht sehr gut ist. Ich höre sie oft in meiner Loge mit der Köchin schreien. Ah! gut, daß ich gerade davon spreche, es ist eben die Zeit, in welcher der Sturm gewöhnlich losbricht . . . es ist zum Lachen! . . . Uebrigens ist ihr Mann, der Kirchenbeamte, auch nicht sehr heiter; man will sogar behaupten, er habe seine Frau und seinen Posten überdrüssig . . . O! o! er war so fröhlich, bevor er angestellt wurde! er war der erste Kleriker im Arbeitszimmer, er sang den ganzen Tag und machte selbst kleine Lieder für die große Oper. Nun singt er freilich nicht mehr; aber er hat einen schönen Lehnstuhl mit rothem Leder und einen echt persischen Schlafrock, wie mir meine Frau sagt."

Guerreville hörte Alles dies mit der größten Geduld an, wie Jemand, der sich in der Hoffnung, eine interessante Neuigkeit zu hören, entschließt, mit einem unermüdlichen Schwätzer ein Gespräch anzuknüpfen.

Der Portier hatte sich reitend auf das Treppengeländer wie auf ein Pferd gesetzt und wollte seine Unterhaltung fortsetzen, als sich die Thür des Arbeitszimmers öffnete: ein junger Mann mit einem Stoß Akten unter dem Arm trat heraus, und der Thürhüter sagte sogleich zu ihm: „Herr Benjamin, ich bin schon an Ihrem Absatze, ich habe Ihnen nur noch fünf oder sechs Nägel einzuschlagen."

„Sehr gut, Herr Fourré, vergessen Sie nicht, daß Sie mir die Stiefel schon auf morgen früh versprochen haben."

„Ja, Herr Benjamin, was ich verspreche, das halte ich auch, ich weiß es gar nicht anders."

Herr Fourré, da wir nun doch wissen, daß dies der Name des Thürhüters ist, wendet sich gegen Guerreville, indem er sagt: „Das ist eines von den Büreaupferden. O Gott! wie der trampelt!... so nützt er seine Schuhsohlen ab!... Auch bin ich immer hinter seinen Absätzen her!... Aber er hat die Schwachheit, zu verlangen, daß ich sie ihm mit Nägeln beschlage!... Pfui! das ist eine schlechte Manier!... das hält zu lange... Wollen Sie mir folgen, mein Herr? Mein Gott, ich fürchte, meine Frau gibt auf den Kleinen nicht Acht!"

Und Herr Fourré bog die Hälfte seines Körpers über das Treppengeländer und schrie so laut er konnte: „Athenais, nimm den Kleinen in Acht!"

Man war im zweiten Stock angekommen; hier blieb der Portier vor einer Thüre stehen, und schickte sich an, zu klingeln, als er sich, wie wenn ihm plötzlich etwas eingefallen wäre, zu Guerreville mit den Worten wandte: „Apropos! Haben Sie Hunde?"

„Nein."

„Das ist gut! Denn es ist wiederum eine Schwäche des Hauseigenthümers, zu behaupten, die Hunde beschmutzen die Treppen... dieser Mann hat unendlich viel Schwächen!... er hat sich durch einen Handel mit Brennholz ein Vermögen erworben und ist nun eigensinniger als ein Marquis vom reinsten Adel!... Aber Sie werden mir sagen, wir sind Alle sterblich! Ich will klingeln."

„Einen Augenblick, sagte Guerreville, was ist das für eine Wohnung, die Sie mir zeigen wollen?"

„Es ist die schöne, die große, sechs Zimmer und eine Küche... in der Rundung... zwei Eingänge... preußischen Oefen. Zwölfhundert Franken und einen Sou Trinkgeld vom Franken; ferner die Beleuchtung der Treppe, welche besonders bezahlt wird."

„Ist diese Abtheilung bewohnt?... Ja, von anständigen Leuten: Einem Manne, dessen Frau, einer Köchin und einem kleinen Kammermädchen, welches die Kleider der Frau zuheften muß, die stets aussieht, als ob sie ersticken wollte. Wie man mir sagte, macht der Mann Geschäfte an der Börse; aber da er ungefähr fünfundzwanzig Jahre mehr hat als

seine Ehehälfte, die jung und schön ist, so macht ihn dies ein wenig unruhig. Dieser Mann hat Eifersucht im Kopfe! . . . Er kommt manchmal unversehens zurück, wenn man ihn auf der Börse glaubt. Wenn er mich fragt, ob Jemand gekommen ist, hat er sogar etwas Wildes im Blicke, und ich, Sie können sich einbilden, daß ich immer nein sage, wenn ich gleich ja sagen sollte . . . Die kleine Frau ist so großmüthig! . . . sie überhäuft meine Familie mit Geschenken . . . Erfrischungen . . . und endlich, Sie begreifen . . . wir sind Alle sterblich. Auch ist sie mit aller Gewalt gegen das Ausziehen, die Frau nämlich! . . . aber der Mann besteht darauf, weil er gegenüber einen neuen Nachbar bemerkte, einen jungen, hübschen, brünetten Mann, mit einem Knebelbarte, der ihm bis an den Hals geht; dieser junge Mann ist stets am Fenster, wenn Madame sich daran zeigt! . . . was wollen Sie! . . . Es ist zum lachen."

Der Portier klingelt; ein junges Kammermädchen öffnet; Herr Fourré nimmt seine Mütze von Fischotterhaaren ab und grüßt mit freundlicher Miene:

„Guten Tag, Mamsell Laide; entschuldigen Sie, Mamsell Laide, wir kommen wegen der Wohnung... kann man sie sehen?"

„Ja, Herr Fourré, Sie können eintreten. — Ich küsse Ihnen die Füße, Mamsell Laide . . . wissen Sie . . . das kleine Pünktchen an Ihrem zuckersüßen Brünettenschühchen, mit dem Schmetterlingsflügel . . . mein Gott! was muß man da für ein

kleines Füßchen haben, um das anziehen zu können!... Das darf man alles wohl sagen, wenn man so einen Fuß hat. Himmlische Allmacht!"

Mamsell Laide antwortete auf diese Schmeichelei mit einem lauten Gelächter und Herr Guerreville trat in die Wohnung.

Man ging durch ein Vorzimmer, einen Speisesaal, dann durch einen geschmackvoll dekorirten Saal, ohne Jemand wahrgenommen zu haben. Dies schien den Portier zu befremden, der zu dem jungen Kammermädchen sagte: „Ist Ihre Herrschaft abwesend? ich habe sie doch nicht weggehen sehen. — Herr und Madame sind in dem Schlafzimmer. — Ah so!... und werden wir sie nicht belästigen, wenn wir dort eintreten?..."

„Durchaus nicht! O ich sagte ja, es ist der Herr und die Frau. — Richtig!... Mamsell Laidchen ist doch immer schelmisch."

Guerreville erklärte sogleich, daß er das Schlafzimmer nicht sehen wolle; aber der Portier hatte schon eine Thüre links geöffnet, und als er den Mann und die Frau, die er darin wußte, erblickt hatte, zog er sich zurück, klopfte an die Thür und rief: Kann man eintreten?... entschuldigen Sie... es ist wegen der Wohnung.

Ein Herr von einem gewissen Alter saß einige Schritte von einer jungen, hübschen Frau entfernt, welche nur den Fehler hatte, daß sie etwas zu umfangreich war, deren Kopf und Züge jedoch an die schönen Figuren erinnerten, welche Dubuff, vielleicht

ein wenig zu oft, in seinen Gemälden anbringt, wenn sie Leben haben.

Die Frau erwiderte den tiefen Gruß von Guerreville, wobei er sich zugleich wegen der Störung entschuldigte, mit freundlicher Miene. Der Mann aber konnte eine Regung der Ungeduld nicht unterdrücken, und seiner unfreundlichen Miene sah man es an, daß er alle diejenigen, welche Wohnungen suchten, zum Teufel wünschte.

Fourré betrachtete sie Beide, dann richtete er einen lächelnden Blick auf Laide.

„Hier sind große Schränke," sagte der Portier, um Guerreville, der schon grüßte und sich entfernen wollte, zurückzuhalten.

„Es ist gut, ich brauche sie nicht zu sehen."

„Aber Sie haben noch lange nicht Alles gesehen, mein Herr... hier ist ein Ankleidezimmer. Darf man eintreten, Mamsell Laide?..."

„Ich wiederhole Ihnen, daß dies unnöthig ist," erwiderte Guerreville, indem er das Zimmer verließ; Fourré ist genöthigt, ihm zu folgen, was er sehr ungern thut, indem er vor sich hinbrummt: „Hm! armer, lieber Mann!... Du verstehst auch nichts vom Logiemiethen, geh!..."

„Die Küche ist in derselben Reihe," rief der Portier, als er sich mit Herrn Guerreville auf dem Vorsaale befand. — „Es ist gut, ich weiß, daß dies eine Küche ist und ich brauche sie nicht zu sehen. — Teufel! Sie sind auch gar nicht neugierig... wenn ich eine Wohnung zu suchen hätte, ich würde sogar

unter die Betten sehen . . . nun gut! gefällt Ihnen dieses Lokal? — Ich werde sehen, ich will es überlegen . . . — Die Dame ist artig, nicht wahr? und großmüthig; wenn ihr Mann nicht hier gewesen wäre, hätte sie mir sicher etwas gegeben. Unter uns, dieser Mann hier ist ein Tyrann . . . Wollen der Herr vielleicht jetzt die kleine Wohnung sehen? — Sehr gern. — Adieu Mamsell Laide . . . ah! sie ist nicht mehr da! Gleichviel . . . das kleine Kammermädchen ist eine schlaue Katze.“

Man gelangte in den dritten Stock; Fourré zeigte auf eine Thür, indem er sagte: Hier ist es nicht; in diesem Stocke sind die Lokale abgetheilt. Hier wohnt ein Beamter der Stadt, mit seiner Frau, Leute im besten Alter; der geht jeden Morgen um neun Uhr und kommt um fünf Uhr wieder zurück: das ist solid; seit vier Jahren, die er im Hause wohnt, habe ich nicht bemerkt, daß er ein einziges Mal später gekommen wäre: Es ist ein sehr ordnungsliebender Mann! . . . Abends geht er ins Kaffeehaus bis um neun Uhr, und nur Sonntags erlaubt er sich bis um zehn Uhr auszubleiben. Die Frau ist ganz das Abbild ihres Mannes . . . man möchte sagen seine Zwillingsschwester . . . jeden Tag um elf Uhr geht sie aus, um ihre Einkäufe zu machen und kommt um Mittag zurück; dann bringt sie Niemand mehr zum Ausgehen. O! dies sind wirklich achtungswerthe Leute.

„Und nach vorn?“ fragte Guerreville, der nicht müde zu werden schien, ihn anzuhören.

„Nach vorn ist die Wohnung, die ich Ihnen zeigen will: das ist ein anderes Apropos.“

Stellen Sie sich eine dicke Wittwe vor, die zwei Töchter hat und Abendgesellschaften gibt, in welchem ihre Töchter Musik machen . . . ein höllisches Gepolter! die schlagen auf das Piano, daß ich in meiner Loge darnach tanzen könnte. Alles hat Zutritt und jedesmal muß ich den Leuten das Thor öffnen; wenn sie wenigstens auch freigebig wären, so würde ich sagen: Wir sind Alle sterblich! . . . Aber ich kenne die Farbe ihres Geldes nicht, und manchmal währen diese Gesellschaften bis nach Mitternacht; man tanzt, man singt, man treibts wie die Tollen: diese Leute sind der Tod des Portiers. Man sagt, die Mutter bewirthe deßhalb so viele Leute, weil sie hoffe, auf diese Art ihre Töchter zu verheirathen, aber wer wird sich an denen vergreifen? Ich bin gewiß, daß die so arm ist wie Hiob; das hat nicht einmal eine Wirthschafterin: die Töchter besorgen Alles, die Küche, die Zimmer, die Schuhe . . . und dann beichtet sich das . . . stellt sich vor das Piano und schlägt darauf, um sich einen Anstrich von Virtuosität zu geben, wie meine Frau sagt. O! das bringt mich in Schweiß; mich . . . ich will klingeln . . . O! ich vergaß, haben Sie Katzen?

„Nein.“

„Wieder gut! Denn der Hauseigenthümer hat auch die Schwäche, die Katzen zu verabscheuen,

weil, wie er sagt, diese Thiere einen widerlichen Geruch haben."

Fourré hing sich an die Klingel und zog daran, wie wenn er sie abreißen wollte; eine junge Dame von etwa zwanzig Jahren öffnete; sie hatte die Haare in der Mitte des Kopfes, mit einem Kamme, an dem nur noch drei Zähne waren, zurückgesteckt; in der einen Hand hielt sie ein Brenneisen für die Locken, in der andern ein Stück Butterbrod; sie war noch in der Bettjacke, obgleich es schon stark auf vier Uhr ging.

„Wir kommen, um die Wohnung zu sehen," sagte der Portier, mit verächtlicher Miene, ohne auch nur die Hand an die Mütze zu legen.

„Gut! sehen Sie dieselbe an," sagte sie, ließ die, welche geklingelt hatten, stehen, und ging essend davon.

„Das hat nicht die mindeste Lebensart," sagte Fourré; „zum Glück kenne ich die kleinsten Schlupfwinkel im Hause. Kommen Sie, mein Herr, und gehen Sie nach Gefallen weiter. O! Sie können immerhin Geräusch machen, hier braucht man sich keinen Zwang anzuthun."

Guerreville folgte dem Portier, indem er die Unverschämtheit beobachtete, mit der dieser Mann die Miethsleute behandelte, von denen er kein Trinkgeld erhielt; da er aber die Wohnung der Wittwe und ihrer Töchter näher in Augenschein nahm, so ward er zu glauben versucht, daß in der Beschreibung Fourrés etwas Wahres sei.

Der Speisesaal war noch nicht gereinigt; in der Mitte des Zimmers befanden sich Schuhe und Brodkrusten; auf einem Tische lag ein dickes Haargeflechte neben einer Flasche mit englischer Wichse.

Fourré stieß mit seinem Fuß die Schuhe weg und sah Guerreville an, indem er vor sich hinmurmelte: „Was ich Ihnen gesagt habe . . . ist sehr fein! Sehen Sie diese saubere Wirthschaft! . . . wenn das meine Frau sähe, sie würde vor Aerger bersten, sie, die nicht ein unreines Fleckchen auf ihrem Körper leiden kann . . . O, das ist noch nichts . . . wir wollen weiter gehen."

Der Portier öffnete eine Thüre, welche zum Schlafzimmer dieser Damen führte; die Betten waren noch nicht gemacht. Mieder und Strümpfe lagen auf den Stühlen umher: endlich waren gewisse unentbehrliche Möbel, die man gewöhnlich zu verstecken pflegt, wie zur Schau auf dem marmornen Nachttisch aufgestellt.

Fourré zog eine zinnerne Dose aus der Tasche, und nahm mit wichtiger Miene einige Prisen, indem er vor sich hinbrummte: „Ah! mein Gott! . . . mit Recht sagt man, Tabak sei der Tröster des Mannes . . . ist Ihnen eine Prise gefällig, mein Herr?"

Guerreville wies die ihm dargereichte Dose zurück, und der Portier steckte sie wieder in die Tasche, indem er sagte: „Ihr Gehirn muß verstopft sein, denn sonst . . ."

Eine kolossale Frau, von ungefähr 50 Jahren, mit einem ungeheueren rothen Turban auf dem Kopfe, als ob sie auf den Ball wollte, im Uebrigen aber so gekleidet, als wollte sie auf den Markt gehen, war eben damit beschäftigt, sich ihre Schuhe zuschnüren zu lassen; das junge Mädchen, welches die Thüre geöffnet hatte, lag vor der dicken Frau auf den Knieen; sie hatte ihr Butterbrod auf den Boden gelegt und schwitzte große Tropfen, während sie ihrer Mutter den Fuß zusammenschnürte.

Guerreville brachte einige Entschuldigungen vor, und wollte sich zurückziehen; die dicke Frau jedoch widersetzt sich dem, während sie ruft: „Bleiben Sie doch, mein Herr . . . das Zimmer ist noch nicht aufgeräumt, aber Sie wissen wohl, wie dies in einer Wirthschaft geht . . . Ziehe, meine Liebe, ziehe immerhin . . . Wir hatten gestern eine Gesangs-Soirée; meine Töchter haben gesungen . . . es wurde sehr spät . . . Laura, meine liebe Freundin, Du ziehst nicht genug . . . sehen Sie sich um, mein Herr, sehen Sie sich um, geniren Sie sich nicht.“

Und die dicke Frau hob ihr Bein ein wenig mehr in die Höhe und wendete sich dann von Neuem an ihre Tochter: „Laura, ist Deine Schwester am Piano? Sie soll die Arie von Beniousky wiederholen, denn sie wird heute Abend vor einem Professor des Conservatoriums singen:

Welch neuer Tag für mich! welch glücklicher Wechsel!

Ach! wie schön das ist, Gott, wie schön! dies wird niemals veralten, dies . . . ziehe doch, mein liebes Kind!"

Während die Dame mit dem Turban sprach, hörte man in dem anstoßendeu Zimmer die Töne eines Piano. Guerreville wollte sich nicht länger im Schlafzimmer aufhalten, obgleich die dicke Frau wiederholte: „Sehen Sie sich nach Gefallen um, mein Herr, ich bitte Sie darum."

Er ging in den Salon.

Ein junges Frauenzimmer saß am Piano und sang, indem sie sich selbst dazu begleitete; die Ankunft eines Fremden störte sie nicht; im Gegentheil, sie entwickelte alle ihre Kräfte so sehr, daß die Fenster zitterten. Fourré lächelte mit spöttischer Miene, indem er halblaut vor sich hin sagte: „Wenn ich Sie versicherte, daß ich es in meiner Loge höre!"

Guerreville war nicht gesonnen, dem Concerte beizuwohnen, und wollte sich daher entfernen, als die dicke Frau, die ihn absichtlich zu verfolgen schien, mit einem Schnürstiefel an dem einen und einem Pantoffel an dem andern Fuße, von ihrer Tochter Laura begleitet, hereintrat, welche den Mund voll, und ein frisches Butterbrod in der Hand hatte.

„Nun gut! mein Herr, wie gefällt Ihnen dies?" fragte die Frau, indem sie sich an Guerreville wandte. Dieser, in der Meinung, sie spreche von der Wohnung, erwiderte: „Es ist ein wenig zu hoch."

„Wie, hoch . . . mein Herr? Aber es ist doch die Orchesterstimmung, meine Tochter richtet sich immer darnach!“

„Ah hoch! verzeihen Sie, Madame, ich glaubte, Sie sprechen von dieser Wohnung. Ihr Fräulein Tochter singt sehr gut.“

„Nicht wahr, mein Herr? Sie sind Beide sehr musikalisch. Die Aeltere spielt auch die Castagnetten. Diesen Winter war sie, als Andalusierin verkleidet auf einem Maskenball . . . einem Ball, auf dem es sehr vornehm herging; und den ganzen Abend hörte sie nicht auf, beim Tanze die Castagnetten zu spielen, und ihre Arme wie zu einem Bolero zu bewegen; es war entzückend!“

„Ich glaube es, Madame.“

„Ich gebe sehr oft Bälle: wenn man erwachsene Töchter hat, muß man sie in die Welt bringen; man amüsirt sich bei mir sehr gut!“

Man sieht, daß die dicke Frau, angezogen durch das freie und vornehme Wesen Guerreville's, vor Begierde brannte, ihn zu ihren Abendgesellschaften einzuladen; aber dieser ließ ihr dazu keine Zeit und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung; der Portier folgte ihm, während die jüngere Tochter einen Orgelton erklingen läßt und die ältere sich ein Butterbrod abschneidet.

„Nicht wahr, hier geht es drollig zu?“ fragte der Portier, als sie in dem Vorsaale waren. Guerreville begnügte sich zu lächeln, indem er erwiderte: „Ist das Alles, was Sie mir zu zeigen hatten?“

„Ja, denn ich setze voraus, daß Sie nicht im vierten Stocke wohnen wollen . . . Dort ist ein Dachstübchen, zur Seite des Herrn Fluttmann, eines Schneidergesellen, ein guter Kerl, ein Deutscher: nur ist es Schade, daß er die Schwäche hat, die Flöte spielen zu wollen; sobald er ins Zimmer tritt, greift er nach seinem Instrument. Glücklicherweise kommt er spät nach Hause und geht sehr früh wieder aus, sonst würde man nichts zu hören bekommen, als:

Kennst Du der Liebe Sehnen!...

Er spielt immer dieselbe Melodie.“

Guerreville hielt es für unnöthig, höher hinauf zu steigen, er ging die Treppe hinunter und der Portier folgte ihm, indem er sagte: „Neben Herrn Fluttmann, zum Beispiel, wohnt ein Künstler; aber im großen Style, ein Maler . . . Wenn der Herr einmal einen Maler brauchen sollten, so empfehle ich Ihnen diesen. Wir sind Freunde: Er ist ein Künstler im vollsten Sinne des Worts.“

„In welchem Genre?“

„O! in allen Genres, das ist ihm gleich. Er malt Oelbilder, Aushängeschilder, spanische Wände, kurz Alles, was man will; das ist ein Mann, der seine Kunst liebt, wie ich einen feinen Schuh liebe. Er ist durch und durch ein Talent! Er hat mir das Bild meines jüngsten Knaben gemacht, wie er am Busen seiner Mutter hängt: Es ist zum Sprechen, man wird zu Thränen gerührt.“

Man war beinahe die Treppe hinabgestiegen, als der Portier aufs Neue begann: „Was die kleine Wohnung betrifft, die zu vermiethen ist, so wird diese von einer schönen Dame bewohnt . . . Frau oder Mädchen . . . obgleich sie sich Madame nennen läßt. Aber wir, die wir die Welt kennen . . . wir lassen uns nichts aufbürden . . . Ein junger, schöner Mann besucht sie häufig . . . Es ist eine romantische Geschichte, eine Frau, die sich vielleicht unter einem falschen Namen verbirgt . . . doch das ist in Paris etwas Gewöhnliches!"

Seit einiger Zeit hörte Guerreville mit viel mehr Aufmerksamkeit zu. Endlich hielt er an und wandte sich gegen den Portier, indem er sagte: „Wie alt mag diese Dame sein?"

„Wie alt? . . . Ah! die Dame, nun sehen Sie, sie ist noch jung . . . Aber ihr Aeußeres ist schon etwas angegriffen . . . sie ist betrübt, wie ich glaube, weil sie der schöne junge Mann seit einiger Zeit seltener besucht . . . Ich gebe auf Alles Acht, ohne es merken zu lassen."

„Ist es eine Frau von Stande?"

„Von Stande? . . . Wie meinen Sie das?"

„Ich wollte damit sagen, ob sie keine Handwerksfrau sei, ob sie nichts arbeitet . . . kein Geschäft hat?"

„Ich habe noch keines bei ihr wahrgenommen."

„Führen Sie mich, ich will diese Wohnung sehen."

Guerreville war schon wieder eine Treppe hin-

aufgestiegen; der Portier folgte ihm brummend. „Ach so, aber sagen Sie mir doch . . . das fängt an, mich zu ermüden, so im Hause herumzulaufen . . . zuerst sagten Sie, Sie müßten eine große Wohnung haben, und nun wollen Sie zwei kleine Zimmer sehen, die gar nicht zu achten sind.“

Guerreville stieg immer weiter, ohne sich um die Bemerkungen des Portiers zu kümmern, der sich doch endlich entschloß, ihm zu folgen, indem er laut schrie: „So warten Sie doch wenigstens auf mich! . . . Teufel! es ist nicht möglich, diesem Herrn zu folgen.“

Im vierten Stocke angelangt, wollte Fourré seine Betrachtungen, sein Geschwätz von Neuem beginnen, aber Guerreville ließ ihm dazu keine Zeit.

„Wo wohnt diese junge Frau?“ fragte er mit bewegter Stimme, den Arm des Portiers heftig schüttelnd.

„Diese junge Frau ...— Hier ist ihre Thüre? . . .— Hier, hier wohnt Fluttmann; hier, es ist . . .“

„Vorwärts, mein Herr, klopfen Sie, klopfen Sie doch!“

Diese Worte waren in einem Tone gesprochen, welcher dem Portier nicht erlaubte, noch länger zu zögern; er verbeugte sich, nahm sogar seine Mütze ab und klopfte an die von ihm bezeichnete Thüre, ohne auch nur einen Laut hinzuzufügen.

Eine Art von Haushälterin öffnete die Thüre; Guerreville sah bald, daß dies nicht die Inhaberin

der Wohnung war; er stotterte einige Worte über den Beweggrund, der ihn herführe, und ohne eine Antwort abzuwarten, ohne zu wissen, ob es nicht unbescheiden wäre, einzutreten, eilte er durch ein Zimmer, durch einen kleinen Durchgang, und gelangte endlich in ein anderes Zimmer, wo eine junge Dame vor dem Kamine saß.

Bei dem raschen Eintreten von Guerreville wandte die junge Dame den Kopf gegen ihn, und er konnte ihr bequem ins Gesicht sehen ... aber schon war das Feuer, das bisher seine Blicke belebt hatte, erloschen, um einer abermaligen Niedergeschlagenheit Platz zu machen; er ließ den Kopf auf die Brust sinken und seufzte: „Sie ist es nicht!"

„Was! mein Herr ... Sie gehen, Sie gehen! Sie nehmen sich nicht einmal die Zeit, sich hier umzusehen!"

Dies waren die Worte Fourré's, der hinter Guerreville ankam und sich weder die rasche Weise, mit welcher dieser bis in das Innerste der Wohnung eingedrungen war, noch die Eile erklären konnte, mit welcher derselbe, nachdem er einige Entschuldigungen gestammelt, ihn von sich stieß und hinausrannte.

„Es scheint mir, mein Herr," sagte Fourré, „daß es nicht der Mühe werth ist, mich vier Treppen hinaufsteigen zu lassen und zu dieser Dame zu gehen, um wieder fortzueilen, ohne etwas anzusehen! ... Ich wette, daß Sie nicht wissen, ob Schränke da drin sind ... Sie werden mir sagen:

wir sind Alle sterblich! aber mir wird die Suppe kalt.“

„Wieder eine Hoffnung vernichtet!“ sprach Guerreville betrübt, indem er sich einen Augenblick an das Treppengeländer lehnte.

„Sie haben bei dieser jungen Dame etwas vernichtet? Haben Sie vielleicht eine Fensterscheibe zerbrochen?“

Guerreville ging auf die Treppe zu, ohne dem Portier zu antworten.

Fünftes Kapitel.

Das kleine Mädchen.

In dem Augenblick, als Guerreville den Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzte, um hinabzusteigen, kam ein Mädchen von ungefähr sechs Jahren dieselbe herauf.

Das Kind war sehr ärmlich und für die Jahreszeit sehr leicht gekleidet; ein Häubchen von brauner Leinwand bedeckte seinen Kopf; ein an mehren Stellen geflickter Rock und eine ziemlich verschossene schwarze Schürze machten seine ganze Bekleidung aus, und die kleinen Füßchen waren schon mit Holzschuhen beschwert.

Die Kleine trug ein vierpfündiges, rundes Brod unter dem Arme. Obwohl ihr diese Last schwer sein mußte, schien sie doch stolz darauf zu sein, sie

zu tragen, und betrachtete sie mit Wohlgefallen. Als sie auf der Flur ankam und Leute erblickte, schlug sie die Augen nieder und wandte sich nach einer andern, kleinen, finstern Treppe, die sich in einem Winkel des Vorsaals befand und einer Mühlenleiter glich.

Fourré hielt das Kind an, indem er sagte: „Ah! Kleine, sage doch Deinem Vater, der Hauseigenthümer wolle sein Geld! . . . Was Teufels! Jerome will der Welt trotzen . . . weil er krank ist, glaubt er nicht mehr zu den gehörigen festgesetzten Terminen zahlen zu müssen; man wird ihm seine Möbeln verkaufen, wenn er nicht zahlt. Sag ihm das nur wieder!"

Das Kind betrachtete den Portier halb mit verschämter, halb mit trauriger Miene; dann entfernte es sich rasch und stieg mühsam die Mühlenleiter hinauf.

Guerreville, der anfangs auf das Kind nicht sehr gemerkt hatte, sah es, als der Portier mit ihm sprach, genauer an; er betrachtete die Kleine, so zaret, so niedliche Figur, ihre sanften, feinen Züge, um welche sich hellbraune Locken ringelten, und erstaunte über den Ausdruck der Besonnenheit, welcher auf diesem so jungen Gesichte lag. Dieses Kind hatte weder regelmäßige Züge noch rothe Wangen; es war keins von den dicken, pausbackigen Kindern, von denen man gewöhnlich sagt: es ist ein hübsches Kind; noch war es einer der vollendeten Köpfe, welche die Maler in ihren Gemälden

so gerne anwenden: es war ein kleines, blasses, zartes, ernstes Mädchen, das viele Leute gar nicht bemerkt und andere sogar häßlich gefunden hätten, das aber die Aufmerksamkeit derer erregen mußte, welche sich auf den Ausdruck der Gesichtszüge verstehen.

Guerreville blieb einige Augenblicke nachdenkend stehen, dann wendete er sich gegen die Mühlentreppe; der Portier lief ihm nach und rief: „Nun, mein Herr . . . wohin gehen Sie denn? Hier geht man nicht hinunter.“

„Ich will diesen Jerome sehen . . . den armen Mann, von dem Sie so eben sprachen, den Vater dieses kleinen Mädchens.“

„Sie wollen in diese Dachwohnung gehen! . . . Wahrhaftig, das ist ein sonderbares Vergnügen . . . Jetzt wollen Sie durchaus ein miserables Zimmer miethen und sogar noch unter dem Dache . . . mit einer Fensterluke . . . kurz einen Taubenschlag, wie die Kammer, in der ich meine Vorräthe aufbewahre.“

„Ist denn diese Bodenkammer zu vermiethen?“

„Zu vermiethen! wenn sie Jemand will! . . . Sie denken doch wohl nicht, daß man hoffen könnte, sie an anständige Leute zu vermiethen . . . und für armes Volk, da denke ich, das bezahlt nicht, wie der Wasserträger Jerome; der Hauseigenthümer will ihn auch auf die Straße setzen; er will die Kammer lieber selbst benützen, um Trauben oder Schminkbohnen darin zu trocknen, als sie vermiethen, ohne

etwas dafür zu erhalten; der Mann hat Recht; und dann schmecken die Schminkbohnen im Winter vortrefflich... man fädelt und hängt sie auf eine Schnur, wie Rosenkränze."

„Führen Sie mich zu diesem Jerome," sagte Guerreville, indem er dem Portier ein Zeichen gab, voranzugehen; aber Fourré machte im Gegentheil einige Schritte gegen die große Treppe, indem er sagte: „Ich sage Ihnen, Sie werden keine schlechte Kammer unter dem Dache miethen... Sie wollen sich nur amüsiren; aber meine Loge und meine Frau erwarten mich. Steigen wir hinab."

„Führen Sie mich zu diesem Jerome," wiederholte Guerreville mit einer vor Unwillen bebenden Stimme, indem er einen durchbohrenden Blick auf Fourré warf.

Der Portier ging nun vor ihm her, indem er die Hand an seine Mütze legte und vor sich hinmurmelte: „Freilich, wenn Sie noch nie eine Dachkammer gesehen haben... dies ist auch sehenswerth, wie etwas Anderes... Haben Sie die Güte, mir zu folgen, aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie sich nicht stoßen, denn es ist hier nicht sehr hell."

Der Portier stieg die Art von Leiter hinauf, welche zu der Dachkammer führte: dieser Weg war so schmal, daß nicht zwei Personen neben einander gehen konnten; es gab weder einen Strick noch ein Geländer, um sich zu halten; wenn man sich aber rechts und links an der Mauer forthalf, konnte man wenigstens zur Seite nicht fallen. Kein

Tageslicht erhellte die Treppe, welche sehr uneben war.

„Verdammter Weg!“ sagte Fourré, der seinen Kopf an die Mauer gestoßen hatte. „Das ist wahrhaft hälsbrechend!“

„Wie kommt das kleine Mädchen hier herauf, ohne zu fallen?“ sagte Guerreville.

„O, die Kinder ... die sind wie die Katzen; das klettert überall herum ... nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, wir sind jetzt oben. Warten Sie, ich werde klopfen, damit Sie Licht bekommen, wenn man die Thüre öffnet.“

Der Portier klopfte an, man öffnete eine Thüre: das kleine Mädchen erschien und sah fast erschrocken aus, als es den Herrn und den Portier, denen es so eben erst begegnet war, wieder erblickte.

„Wir wollen uns die Wohnung Deines Vaters ansehen,“ sagte Fourré mit lächelnder Miene; „wenn ich sage, Wohnung, so bin ich gewiß sehr höflich! ich könnte ebensogut Hundestall sagen ... Hier durch, mein Herr, aber bücken Sie sich, denn das Dach ist fast überall durchbrochen.“

Guerreville folgte dem Portier und gelangte in ein schlechtes Zimmer, dessen jämmerlicher Anblick ihm das Herz zerriß. Keine Tapete verbarg die Mauern und Balken, welche die Decke bildeten; keine Vorhänge hingen vor den Fenstern, durch die der Tag eindrang; ein schlechtes Bett, einige Stühle, ein kleiner Schrank aus weißem Holze, das man ein wenig angestrichen hatte: das war das ganze

Möblement dieses Zimmers. Aber in einer Ecke hatte man mehre Bretter zusammengenagelt, um einen Verschlag, einem kleinen Kabinette ähnlich, zu bilden. Hier ist ein kleines Kinderbett aus Nußbaumholz, sehr reinlich, sehr sauber; darüber ist eine gerade Stange angebracht, von welcher Vorhänge aus grüner Leinwand herabhängen, welche das Ruhebett verdecken und den Lichtstrahl abwenden, der senkrecht auf diesen traurigen Wohnort fällt.

Ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren lag in dem Bette, welches im Zimmer stand; seine Gestalt und seine kräftigen Arme schienen auf einen starken Mann zu deuten, aber seine Gesichtsfarbe war krankhaft und seine Augen vom Fieber entzündet. Indeß konnte man aus seinen stark markirten Zügen weder Traurigkeit noch Muthlosigkeit lesen; man sah, daß der Kranke mit Vertrauen und Geduld gegen die Krankheit kämpfte, und daß die Hoffnung ihn noch nicht verlassen hatte.

Nachdem das junge Mädchen die Thüre geöffnet, setzte es sich dem Bette des Kranken gegenüber, ergriff dessen Hand und hielt sie in den ihrigen, indem es den Eindruck aus seinen Augen zu lesen suchte, welchen der unerwartete Besuch auf ihn hervorbrachte.

Jerome, der Wasserträger, erhob den Kopf ein wenig, wie um zu grüßen, legte die Hand an seine baumwollene Mütze und sagte mit dem unverkennbaren Accent eines Auvergnaten: „Entschuldigen

Sie, meine Herren, daß ich nicht aufstehe, um Sie zu empfangen . . . doch wahrhaftig... es ist nicht meine Schuld . . . ich wünschte wohl, es wäre mir möglich . . ."

„Es würde mich sehr betrüben, wenn ich Ihnen die geringste Störung verursachte, braver Mann... und wenn ich hätte denken können, daß meine Gegenwart Sie irgendwie belästigen würde, so wäre ich nicht bei Ihnen eingetreten."

Der artige und freundliche Ton, womit Guerreville diese Worte sprach, setzten Jerome in Verwunderung; er war ganz erstaunt, daß ein Mann, dessen Haltung und dessen Aeußeres einen vornehmen Stand verkündeten, ihn würdigte, so gütig mit ihm zu sprechen: das kleine Mädchen lächelte dem Fremden zu; seine Angst war schon gehoben.

Fourré, der nicht begriff, wie man befürchten könnte, einen Wasserträger zu belästigen, hatte sich auf einen Stuhl geworfen, indem er rief: „Mein Gott! wie ärmlich ist es hier! . . . aber wie! Jerome, sind Sie denn immer krank?"

„Ach! mein Gott, ja, Herr Fourré, meine Kräfte wollen gar nicht wiederkommen."

„Das ist traurig, das ist um so trauriger, als man während der Zeit, in der man nichts arbeitet, nichts verdient... und die Miethe läuft immer fort."

„Ich wollte, ich könnte statt ihr laufen," sagt der Auvergnate, indem er sich zu lächeln bemühte.

„Sie sehen noch sehr schlecht aus, Jerome, Sie sind noch sehr gelb! . . . Hören Sie denn, wir sind

Alle sterblich! ... und es sterben dieses Jahr sehr viele Leute ..."

Guerreville fühlte sich sehr versucht, den Portier an den Ohren zu nehmen; er hielt jedoch noch an sich und näherte sich dem Bette des Kranken.

„Ist es schon lange, daß Sie das Bett hüten?"

„Ueber drei Wochen, mein Herr. Es ist ein Brustleiden, das mich befiel, wie ich glaube ... aber was auch Herr Fourré sagen mag, ich fühle sehr wohl, daß ich mich besser befinde, und daß ich bald wieder meine Eimer werde tragen können. — Der Stand eines Wasserträgers ist ein schwerer Stand! — Doch, wenn man einmal darin ist, denkt man nicht mehr daran ... jeder Mensch muß arbeiten! ... ich war so zufrieden, wenn ich nur verdiente, was ich brauchte, und von Zeit zu Zeit dieser armen Kleinen ein Spielzeug heimbringen konnte! ..."

„Ach! ja, da ist das Geld gut angewandt!" sagte der Portier, indem er mit wichtiger Miene eine Prise nahm. „Puppen kaufen, Kleinigkeiten für dieses Kind ... wie kann man solche Schwachheiten haben! ... Und Sie kauften nicht einmal von dem geringen Spielzeuge von zwei Sous ... es waren herrliche Puppen um fünfundzwanzig Sous! ..."

„Ah! Hören Sie, Herr Fourré; für meine Zizinette finde ich nichts schön genug ... meine kleine Tochter ... mein kleiner Engel! gegenwärtig meine kleine Wärterin ... Ach! ich wünschte, ich hätte ihr noch viel schönere Sachen gekauft! ..."

„Sie hätten besser daran gethan, das Geld bei Seite zu legen, um Ihre Miethe damit zu bezahlen! . . . Man wäre dann nicht genöthigt gewesen, Sie zur Thüre hinauszuwerfen, Ihre Möbeln zu verkaufen . . . was in einem Hause von gutem Rufe immer sehr unangenehm ist.“

„Mich hinauswerfen . . . meine Möbeln zu verkaufen!“ rief der Kranke, indem er es versuchte, sich halb aufzurichten und eine leichte Röthe seine matten Züge belebte; „wie! man könnte die Grausamkeit haben . . . aber ich werde bezahlen, Herr Fourré, ich werde Alles bezahlen, sobald ich wieder arbeiten kann.“

„Beruhigen Sie sich, braver Mann!“ sagte Guerreville, indem er sich dem Bette näherte. „Nichts von alle dem wird geschehen . . . dieser Portier weiß nicht, was er spricht! . . .“

„Ich weiß nicht, was ich spreche!“ wiederholte Fourré mit erhabenem Kopfe. „Man sehe doch, wie der Herr, der nicht, wie ich, das Vertrauen des Hauseigenthümers besitzt, mich meine Verpflichtungen lehren will. Das ist wirklich sehr gut.“

Ohne daß es schien, als höre er nur im geringsten auf das, was der Portier sagte, legte Guerreville die Hand auf die Wange des kleinen Mädchens und es liebkosend, sagte er: „Ist dies Ihr einziges Kind?“

„Ja, mein Herr.“

„Und Sie lieben es wohl sehr? nicht wahr?“

„Ob ich es liebe . . . o! es ist mein kleiner

Schatz ... Armes Kind, seid ich krank bin, sorgt sie für mich, gibt mir zu trinken... geht, um mir Brod zu holen, und Alles, was ich verlange. Und doch ist sie noch so jung... erst sechs und ein halbes Jahr alt, aber es steckt in diesem kleinen Köpfchen schon mehr Verstand und Ueberlegung als in manchem viel älteren."

Guerreville erwiderte nichts, er war in seine Betrachtungen versunken; sein Haupt sank auf seine Brust und ein tiefer Schmerz malte sich in allen seinen Zügen.

Der Wasserträger und sein Kind betrachteten ihn mit Theilnahme und wagten kaum zu athmen. Während dieser Zeit durchsuchte der Portier alle Winkel, und sah sich besonders in dem Verschlage um, in welchem das Bett des Kindes stand.

Endlich stieß Guerreville einen tiefen Seufzer aus, dann sagte er zu Jerome: „Ihre Tochter ist bei Ihnen ... Sie können sie umarmen, sie an Ihr Herz drücken... Ach! es gibt Leute, die Sie noch um Ihr Bett, um Ihre Armuth beneiden!..."

„Ist es möglich, sich wegen eines Kindes so zu berauben!" rief Fourré, indem er seinen Kopf hinter den Brettern hervorstreckte. „In dem Bette des Kleinen sind drei Matratzen, drei gute Matratzen... während der Vater auf einem elenden Strohsacke liegt."

„Das beliebt mir so, Herr Portier," sagte Jerome mit Ungeduld. „Es scheint mir, daß ich das Recht habe, mich zu betten, wie ich will; ich,

Bayerische Staatsbibliothek München

der ich weder verzärtelt, noch verweichlicht bin, befinde mich überall gut! Aber dieses Püppchen!... o! das muß sanft behandelt werden; sehen Sie, wie zart, wie gebrechlich sie ist; eine Kleinigkeit würde ihr wehe thun!...“

„Sollte man nicht glauben, es wäre eine Prinzessin?... Ich liebe meine Kinder auch, aber wahrhaftig, ich wäre nicht im Stande, mich um ihretwillen so zu berauben... Wohlan, mein Herr, Sie haben Zeit gehabt, sich dieses Zimmer zu besehen, ich muß wieder hinunter, ich... wenn es Ihnen gefällt, für fünfzig Franken können Sie es haben, und wir werden die Bohnen anderswo trocknen.“

„Haben der Herr Lust, hier zu miethen?“ sagte Jerome, indem er Guerreville ansah; aber dieser machte ihm mit dem Kopfe ein verneinendes Zeichen.

„Ich weiß nicht, wozu der Herr Lust hat, sprach der Portier, aber ich weiß, daß er sich schon seit langer Zeit das ganze Haus zeigen läßt und mir noch kein Trinkgeld gegeben hat... O! mein Gott, ich glaube die Stimme meiner Frau im Hofe zu hören.“

Der Portier steckte seinen Kopf aus der Thüre über die kleine Treppe hinaus.

Eine kreischende Stimme schrie im Hofe: „Fourré! verdrosselt man Dich da oben... wirst Du noch heute herabkommen... Fourré!“

„Hier bin ich, liebe Freundin, hier bin ich... ich werde hinunter kommen!“... schrie der Por-

Bayerische Staatsbibliothek München

tier, indem er seinen Körper vorwärts streckte; alsdann wandte er sich um, und indem er Guerreville ansah, setzte er hinzu: „Kommen Sie, mein Herr."

Aber Guerreville rührte sich nicht; er war gerade damit beschäftigt, sich das Lager des kleinen Mädchens zu betrachten; dann sah er sich wieder im Zimmer um.

„Nach Belieben!" sagte Fourré, indem er die Achseln zuckte. „Wenn Sie an der Unterhaltung des Wasserträgers Geschmack finden, geniren Sie sich nicht. . . ich habe die Schwachheit, mich nach meiner Suppe zu sehnen."

Und der Portier stieg rasch die Treppe hinunter, indem er vor sich hinsummte:

„Mein Weibchen macht mir alle Ehre...
Weil es so schöne Aeuglein hat..."

„Sie sind ein guter Vater, Herr Jerome," sagte Guerreville, sich dem Kranken nähernd und ihm herzlich die Hände drückend; dann machte er einige Gänge durch das Zimmer, blieb stehen und schien verlegen, als wenn er etwas auf dem Herzen hätte, das er nicht zu sagen wagte.

„Es ist, wie ich glaube, sehr natürlich, seine Kinder zu lieben," sagte Jerome, „und noch dazu meine Zizine, sie ist meine Retterin... mein Schutzengel, wie meine arme Frau in ihrer Sterbestunde sagte! . . ."

„Ihr Schutzengel! Was wollen Sie damit sagen? . . ."

„Ach! ja, mein Herr, damit will ich sagen, daß diese Kleine mir schon einmal das Leben gerettet hat . . .“

„Wie! so jung . . .“

„Das macht nichts . . . hören Sie. Ich hatte mich eines Abends zu Bette gelegt, und war rauchend, mit der Pfeife im Munde, eingeschlafen . . . was mir sonst oft begegnete; es scheint, daß Feuer aus meiner Pfeife gefallen ist und meine leinene Bettdecke angezündet hat; ich merkte nichts davon und schlief wie ein Tauber; denn wenn ich wohl bin, schlafe ich sehr gut . . . und ich glaube, ich wäre, ohne zu erwachen, gebraten worden, wenn nicht diese Kleine durch den Rauch erweckt worden und schnell herbeigelaufen wäre mit nackten Füßen und mir zugerufen hätte: „Mein Vater! mein Vater! Sie brennen!“ während diese kleinen Hände es zu gleicher Zeit versuchten, die Decke wegzureißen. Sie können sich denken, daß ich im Augenblick aufsprang, ich bemühte mich, das Feuer zu löschen, und kam damit noch gut weg, nur eine halbe Bettdecke zu haben; aber seit dieser Zeit! . . . o! ich habe geschworen, in meinem Bette nicht mehr zu rauchen, und ich versichere Sie, ich habe den Schwur gehalten; denn, ich hätte ja das liebe Kind mit mir verbrennen können! . . . und das wäre das größte Unglück gewesen!“

Als der Auvergnate diese Worte gesprochen hatte, zog er die Kleine auf sein Bett und umarmte sie zärtlich, dann fügte er hinzu: „Und man

findet es noch unrecht, daß ich ihr schöne Puppen kaufe . . . aber ich lasse die Welt reden und thue, was mir beliebt. Nicht wahr, meine Zinzinette?"

Das Kind lächelte, indem es sagte: „O! ich sorge auch recht für meine Puppe; ich nehme sie mit in mein Bett . . . und ich werde ihr ein Kleid machen, denn eine Dame im Hause hat mir recht schönes Zeug versprochen."

„Ja, ja; Du bist eine gute Wirthin . . . und Alles im Hause liebt Dich, diesen Portier ausgenommen, der Dir nur harte Worte sagt . . . aber er soll sich hüten, daß er Dich je nur unsanft berühre! dann zerschlage ich meine Wasserkanne auf seinem Rücken!"

„Sie nennen Ihre Kleine Zinzinette?" fragte Guerreville.

„O! sie heißt eigentlich Caroline, aber sehen Sie, ich, ich nenne sie meist Zizine . . . Zinette . . . der Name klingt so lieblich . . . und dieser Schwachkopf von Portier fragte mich neulich: Was soll das heißen, Zizine? . . . das ist nicht Französisch . . . Hm! . . . dummer Schwätzer! . . . Man that Recht daran, ihn Fourré (Steck) zu heißen! . . . denn er steckt sich überall hin, wo er kann!"

Guerreville faßte die Kleine mit der Hand unter das Kinn, sah sich nochmals um, entfernte sich dann vom Bette und ging mit den Worten zur Thüre: „Adieu, braver Mann, Adieu!"

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, mein Herr," erwiderte der Auvergnate, indem er

die Hand an seine Mütze legte, „entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht hinausbegleiten kann.“

„Aber man sieht an Ihrer Thüre nicht sehr gut,“ sagte Guerreville, indem er an der kleinen Treppe stehen blieb; „wenn Ihre Kleine mir den Weg zeigen könnte ...“

„O! sehr genau, mein Herr ... Geh, meine Zizine, führe den Herrn und gib auch selbst Acht, daß Du nicht fällst ...“

Das kleine Mädchen sprang nach der Thür, bald war sie vor Guerreville und stieg langsam die steile und rauhe Treppe hinunter, indem sie sagte: „Folgen Sie mir, mein Herr, halten Sie sich an der Mauer.“

Man war bald auf dem Ruheplatz, da sagte das Kind dem Fremden Adieu und wollte wieder die Mühlenleiter hinaufsteigen. Aber Guerreville hielt sie zurück und sagte ihr: „Warte, Kleine, ich habe Dir etwas für Deinen Vater zu geben . . . Halte Deine Schürze auf.“

Das Kind that, wie man ihm sagte; Guerreville zog seine Börse und leerte sie in die Schürze, fügte auch noch Alles hinzu, was er in den Taschen an Geld hatte, so daß Alles zusammen ungefähr hundert Franken betragen konnte.

Das Kind riß die Augen weit auf, als es all das Geld erblickte; und da es, trotz seiner großen Jugend, schon wußte, daß sein Vater viel arbeiten mußte, um nur einen geringen Theil davon zu verdienen, so war es sehr gerührt, seine Augen füllten sich mit Thränen, indem es stammelte:

„Wie! mein Herr . . . das Alles ist für den Papa?“

„Ja, mein Kind, er soll seine Miethe bezahlen, und, mehr Ruhe habend, wird er schneller genesen.“

Das Kind ließ sich diese Worte nicht wiederholen; es vergaß sogar dem Herrn zu danken und eilte nach seiner Dachkammer hinauf, so sehr fühlte es sich getrieben, seinem Vater das Geld zu bringen. Guerreville bekam deßhalb nur eine um so günstigere Meinung von dem Herzen des Kindes; denn die Freude, welche es seinem Vater verursachen würde und die Hoffnung, dieses Glück würde ihm seine Gesundheit wiedergeben, mußten allerdings seine ersten Gedanken sein.

Guerreville stieg die Treppe vollends hinunter, indem er sagte: „Wenn ich auch nichts in Betreff meiner Angelegenheiten erfahren habe, so habe ich doch meine Zeit nicht ganz verloren, während ich mir die Wohnungen in diesem Hause besah.“

Als Guerreville in den Hof kam, fand er den Portier, der ihn, seine Suppe verzehrend, im Durchgange zu erwarten schien.

Guerreville wollte, ohne sich aufzuhalten, weiter gehen, aber der Portier, nachdem er seine Schüssel vor der Loge niedergestellt hatte, stellte sich zwischen ihn und den Thorweg, indem er sagte: „Nun, mein Herr, Sie haben sich ohne Zweifel für das Lokal entschieden, das Sie miethen wollen?“

Und während Fourré dies sagte, streckte er die Hand aus.

„Ich werde in diesem Hause nichts miethen," erwiderte Guerreville und ging auf die Hausthüre zu.

„Sie werden nichts miethen . . . das ist schön und gut . . . aber ich glaube, ich habe mich nicht stören und mein Handwerk verlassen dürfen . . . ohne daß . . . nun, Sie sind zu billig, um . . ."

Und die Hand des Portiers präsentirte sich fortwährend vor Guerreville; aber dieser, nachdem er in seinen Taschen herumgesucht und nichts mehr gefunden hatte, stieß den Arm, der ihm fast den Ausweg versperrte, zurück, und ging mit den Worten aus dem Hause:

„Es thut mir leid . . . aber ich habe nichts bei mir."

Fourré war einen Augenblick stumm vor Wuth, dann schlug er mit der Faust nach der Mütze und rief: „Ich bin bestohlen, wie in einem Walde! . . . Hat man einen Begriff von solch einer Gemeinheit! . . . ein wohlgekleideter Mann . . . wagt es mir zu sagen, er habe kein Geld bei sich, pfui! . . . das ist gering! . . . Aber der Mensch da, nach Allem zu schließen, ist ein Spion, wie ich glaube."

Sechstes Kapitel.

Begegnungen.

Acht Tage nach dieser Begebenheit fand Guerreville eine Wohnung in der Helderstraße, die ihm

gefiel; er ließ sie sogleich anständig möbliren und richtete sich mit seinem treuen Georg darin ein.

Den Tag nach seinem Einzuge schrieb Guerreville, um sein, dem Doctor Jenneval gegebenes Versprechen zu erfüllen, an denselben, fügte seine Adresse bei und forderte ihn auf, sobald er nach Paris käme, ihn zu besuchen.

Indessen hörte Guerreville, obgleich er für sich keine Wohnung mehr nöthig hatte, nichtsdestoweniger auf, in die Häuser zu gehen, an welchen geschrieben stand: Wohnung zu vermiethen; und überall brachte er, wie er es mit Fourré gemacht hatte, die Portiers zum Plaudern, da er mehr über die Bewohner, als über die Wohnung Auskunft zu haben wünschte, welche letztere ihm nur zum Vorwande dienten, um die Person, welche ihn unaufhörlich beschäftigte, wiederzufinden.

Mehr als einmal hegte Guerreville den Wunsch, Jerome und die kleine Zizine wieder zu sehen, aber immer, wenn er sich anschickte, zu dem Auvergnaten zu gehen, hielt ihn der Gedanke zurück: wenn ich hinkomme, wird da der arme Mann nicht glauben, ich wollte mir den Dank holen, für das Wenige, was ich für ihn gethan habe?

Und Guerreville wendete sich nach einer andern Seite, indem er dachte, es sei besser, er warte den Besuch des Doctors Jenneval ab, um ihn dann zu bitten, hinzugehen und sich nach der Gesundheit des Wasserträgers zu erkundigen.

Eines Tages, als Guerreville auf den Boule-

vards spazieren ging und die Blicke nach seiner Gewohnheit auf die Hausthüren richtete, kam ihm eine Dame entgegen, die ihn scharf ansah, erstaunt schien, ihn nochmals betrachtete und dann mit dem Ausruf auf ihn zulief: „Ich täusche mich nicht . . . Sie sind es, Eduard! Sie sind es gewiß! . . .“

Guerreville betrachtete seinerseits diese Dame, die schon nahe an den Vierzigen war, aber noch gut aussah, und deren Wesen und Benehmen zeigten, daß hier die Koketterie bereits vorüber war, Zwei braune, noch sehr zärtliche und reizende Augen waren auf Guerreville mit einem Ausdruck gerichtet, der mancherlei vermuthen ließ; doch der, welchen die Sprache dieser Augen zu fragen schien, war durch diese Begegnung mehr unangenehm als angenehm berührt, und er erwiderte in einem sehr kalten Tone: „Ja, Madame, ich bin es . . . Sie täuschen sich nicht.“

„Ach! wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen! . . . es ist schon lange her! . . . O! das heißt, ich bin Ihnen einmal begegnet . . . vor ungefähr drei oder vier Jahren . . . und Sie versprachen mir, mich zu besuchen . . . aber Sie sind nicht gekommen . . . Es ist sehr Unrecht, seine alten Bekannten so zu vernachlässigen . . . ich, ich bin so glücklich, Sie wieder zu sehen . . . O Gott! wie aufgeregt bin ich . . . ich muß sehr blaß sein . . .“

„Sie sind zu gütig, Madame!“

„Zu gütig! . . . Ach! ja, das ist wahr, ich bin immer zu gut gewesen . . . und Sie wissen auch

davon zu sagen . . . aber ich ändere mich nicht mehr . . . es ist jetzt schon zu spät . . . Aber wie! Sie fragen mich nicht einmal nach Agathe . . . Ihrer Pathe?“

„Ach! verzeihen Sie! eben wollte ich fragen.“

„O! wenn Sie wüßten, wie hübsch jetzt meine Tochter ist; eine so feine, graziöse, ausgezeichnete Figur . . . sie ist ganz das Ebenbild von . . . von Jemand, an den ich immer gedacht habe.“

Und die zwei braunen Augen dieser Dame richteten sich von Neuem auf Guerreville, der die seinen niederschlug, indem er sagte: „Wie alt mag nun Ihre Tochter sein?“

„Wie alt? Nun bald achtzehn Jahre; es scheint mir, daß Sie ihr Alter eben so gut berechnen könnten, wie ich; aber ich sehe, Sie haben Alles vergessen . . . Für Sie hat die Vergangenheit nicht einmal Rückerinnerungen, wie ich bemerke . . . O die Ungeheuer von Männer . . . Sie sind Undankbare, die wir dazu machen! . . .“

Diese Betrachtung war von einem tiefen Seufzer begleitet; Guerreville schien ihn nicht zu bemerken und fuhr fort: „Und Ihr Gemahl, wie befindet er sich?“

Diese Frage schien der Dame ein wenig Humor zu geben, und sie antwortete mit einer Art von beleidigter Miene: „Mein Mann befindet sich sehr wohl; dem Himmel sei Dank; Grillon ist niemals krank; ich habe nie wahrgenommen, daß er einen Anfall von Fieber gehabt hätte . . . es ist ein so sorgloser

Mann . . . von einem so glücklichen Charakter! . . . wenn nur sein Mittagbrod Punkt fünf Uhr bereit steht, ist ihm alles Uebrige gleich . . . Hätte er nicht eine ordentliche und gescheite Frau bekommen, wie ich bin, die ihn leitet, wenn er Geschäfte machen will, so würde es jetzt schlimm mit uns stehen! . . . Aber glücklicher Weise war ich immer da, und verbesserte die Thorheiten meines Mannes. Wenn ich mir auch einige Schwachheiten vorzuwerfen habe, so glaube ich doch, von der andern Seite nur Lobeserhebungen zu verdienen . . . Ich sage dies nicht, um mich zu entschuldigen; aber Ihr Benehmen gegen mich hat mir viel Kummer gemacht . . . Wahrhaftig, wenn man auch aufhört, in eine Person verliebt zu sein, so ist dies noch kein Grund, sie so gänzlich zu vernachläſſigen . . . kann man nicht einige Freundschaft bewahren? . . . Sprechen Sie doch, mein Herr, Sie gelobten mir ja einst stets mein Freund zu bleiben . . .“

Dies sagend, streckte sie eine Hand aus, und ergriff die des Herrn Guerreville, der sie, wie aus Gefälligkeit, gewähren ließ.

„Eduard, was habe ich denn gethan, daß Sie es gänzlich unterließen, mir Nachricht von Ihnen zu geben? . . . Sie dachten wohl niemals an Euphemie . . . an diese arme Euphemie, die Sie Minnie nannten . . .“

„Ach! mein Gott, Madame!“ rief Guerreville, ihr hastig seine Hand entziehend, „wenn man jung ist, sagt man vielerlei, wobei man nichts denkt . . .

Wenn man sich an alle die Thorheiten erinnern sollte, die man begangen hat . . . man würde oft über sich selbst erstaunen."

Madame Grillon, oder Euphemie, biß sich in die Lippen und schwieg; sie schien sich sogar entfernen zu wollen; aber Guerreville, der sich schon über den rauhen Ton ärgerte, in welchem er mit ihr gesprochen hatte, fuhr fort: „Verzeihen Sie mir, Madame, ich fühle, daß ich sehr wenig liebenswürdig bin . . . ich erwidere Ihre Freundschaft schlecht; aber, Sie wissen . . . ich bin immer ein wenig schnell aufgeregt gewesen. Und, seitdem Sie mich nicht gesehen haben, hat der Kummer meine Gemüthsart so sehr verdüstert, daß ich mich oft eines einzigen Wortes... des geringsten Umstandes wegen, von den Bewegungen des Zorns, der Ungeduld fortreißen lasse, über die ich nachher erröthete. Ach! meine Gesellschaft hat nichts Angenehmes mehr!... Ich bin nicht mehr dieser Eduard, den Sie einst gekannt haben!... und die Zeit hat meinen Charakter noch mehr als meine Züge verändert."

„Ach! Sie sind der einzige Mann, den ich in meinem Herzen bewahrt habe . . . Ich finde Sie nicht verändert! Wenn Sie wieder lächeln wollten, wären Sie noch derselbe . . . Sie haben Kummer gehabt, armer lieber Freund! . . . Aber Sie haben mir ihn nicht anvertraut! . . . Als ich Ihnen das letztemal begegnete, es sind jetzt vier Jahre, da werden Sie sich wohl erinnern, daß ich es merkte,

ein geheimer Kummer drücke Sie, und damals bat ich Sie, mir denselben mitzutheilen; aber Sie haben meine Tröstungen zurückgewiesen.“

„Weil es Sorgen gibt, die kein Trost mildern kann, und solche muß man, wie mir scheint, in der Tiefe seines Herzens bewahren.“

„Aber, mein Gott, was ist Ihnen denn so Schreckliches begegnet? Sind es Glückszufälle? O! nein, ich kenne Sie zu gut, um nicht gewiß zu sein, daß dergleichen Ereignisse von Ihnen mit Philosophie würden ertragen werden. Sie sind Wittwer . . . und der Tod Ihrer Frau mußte Sie tief betrüben; denn ich weiß, daß Sie sie sehr liebten, obgleich Sie ihr häufig untreu waren . . . Aber die Männer haben das Recht, die Liebe mit der Unbeständigkeit zu vereinigen: dies ist ein Recht, das sie sich angemaßt haben, und dessen sie sich unbeschränkt bedienen. Wohl, Sie liebten Ihre Frau zärtlich; aber seitdem sie gestorben, sind, wie ich glaube, zehn Jahre verflossen, und ich habe Sie seitdem traurig gesehen, aber nicht verzweifelt. Sie hatten eine Tochter . . . eine Tochter, die Sie anbeteten . . . von der Sie mir ohne Unterlaß erzählten. Sollte Ihrer lieben Pauline etwas widerfahren sein?“

Bei dem Namen von Pauline veränderten sich die Züge Guerreville's; eine düstere Wolke bedeckte seine Stirne, seine Blicke senkten sich zu Boden, und er stotterte mit bewegter Stimme: „Nein . . . nein... es ist meiner Tochter nichts widerfahren...

aber seit langer Zeit ist sie nicht mehr bei mir ... sie ist verheirathet."

„Was! Ihre Tochter ist verheirathet, und Sie konnten sich entschließen, sich von ihr zu trennen?"

„Ich bin überzeugt ... Es war zu ihrem Glücke."

„Wo wohnt sie denn jetzt?"

„Weit von hier ... in der Dauphiné ..."

„Und Sie?"

„Ich! nun ich bin in Paris ... und ich habe die Absicht, mich einige Zeit hier aufzuhalten ..."

„Sie wollen sich in Paris niederlassen! Haben Sie denn Ihre schöne Besitzung in der Nähe von Orleans nicht mehr? ..."

„Doch ... Aber seitdem meine Frau todt und seitdem ... meine Tochter verheirathet ist ... hat es mir da nicht gefallen ... Darum bin ich auch einige Zeit gereist ... und nun will ich ein wenig in Paris bleiben."

„O! wie freue ich mich darüber ... ich hoffe, Sie werden uns besuchen ... Sie werden nicht wie ein Einsiedler leben ... Sie werden die Welt nicht fliehen ... und Ihre Pathe ... Ihre kleine Agathe, empfinden Sie denn gar nicht den Wunsch, sie zu sehen, zu umarmen? ... Ich, ich habe ihr oft von ihrem Pathen erzählt, die arme Kleine, sie hat Sie schon zwölf Jahre nicht gesehen. O! ja, so lange mag es sein, seit Sie nicht mehr in unser Haus gekommen sind, sie wird Sie vielleicht nicht wieder erkennen ... aber ich will, daß sie morgen hin-

geht und bei ihrem Pathen ihre Verpflichtungen erfüllt... Meine Kammerfrau wird sie zu Ihnen bringen... denn meine Tochter geht nie allein aus. Erlauben Sie es, mein Herr?"

„Ohne Zweifel... Indeß... Ihr Gatte..."

„O! mein Mann... Sie wissen wohl, daß er nicht Herr im Hause ist!... ausgenommen, was sein Mittagsbrod betrifft... Uebrigens liebt Sie Grillon sehr, und er wird entzückt sein, Sie wieder zu sehen. Er hat mich mehre Mal gefragt, ob ich keine Nachrichten von Ihnen hätte, und ich werde ihn sehr erfreuen: wenn ich ihm sage, daß Sie in Paris sind... Ah! geben Sie mir doch Ihre Adresse... denn Sie wären noch im Stande, uns nicht zu besuchen; auf jeden Fall aber werde ich Ihnen meine Agathe schicken... Ich will, daß Sie sehen, wie hübsch sie ist... wie ähnlich sie ist ihrem... Aber, mein Gott, das scheint Ihnen ganz gleichgültig zu sein... Ach! die Männer, die Männer!... sie sind nicht lange liebenswürdig."

Guerreville zog aus seiner Tasche eine Karte mit seinem Namen und seiner Adresse, und übergab sie an Madame Grillon, die sie in ihren Beutel steckte, indem sie sagte: „Agathe wird kommen, ihren Pathen zu umarmen... alsdann, mein Herr, werden Sie uns aus Freundschaft für dieses Kind, vielleicht der Ehre werth halten, uns bisweilen zu besuchen."

Hierauf trennten sie sich; die Dame lächelte und Guerreville zwang sich, ihr Lächeln zu erwidern.

Guerreville setzte seinen Weg fort, indem er über die Begegnung nachdachte, die ihm so eben zugestoßen war. Der Anblick der Madame Grillon hatte ihn an eine Epoche seines Lebens erinnert, in welcher die Galanterie einen großen Platz einnahm. Damals nahm die Liebe, die Frauen all seine Zeit in Anspruch; der Anblick einer neuen Schönheit ließ stets seine Wünsche erwachen und ihn neue Triumphe feiern. Damals wußte der Mann, dessen Aeußeres so kalt und ernst geworden war, zu lächeln, ein Herz zu fesseln und seine Freimüthigkeit und Lebhaftigkeit hatten einen Reiz, dem wenige Frauen zu widerstehen vermochten.

Guerreville konnte einen leichten Seufzer nicht unterdrücken, als er sich an diese glückliche Zeit seines Lebens erinnerte, und doch würde er, wäre eine Rückkehr möglich gewesen, sich dieses Glück nicht zurückgewünscht haben.

In dem Augenblick, als er in sein Haus zu treten im Begriffe war, erinnerte er sich, daß er Handschuhe kaufen wollte; er setzte daher seinen Weg fort und sah sich nach einem Laden um, in welchem solche zu haben wären. Er bemerkte bald ein kleines Magazin für Parfümerie und Krämerwaaren. Er trat ein; eine Dame saß allein an einem Ladentische; Guerreville richtete die Blicke auf die Verkäuferin, er verlangte Handschuhe, und während man ihm solche suchte, setzte er sich vor dem Ladentische nieder.

Man öffnete, man durchsuchte die Pakete; die Verkäuferin schien ganz verwirrt, sie brachte Männer- und Frauenhandschuhe unter einander, und vermengte die Farben, weil sie Guerreville fortwährend betrachtete, der gar nicht auf sie achtete und in Betrachtungen wieder versunken war.

„Diese hier werden Ihnen vielleicht passen," sprach sie endlich mit bebender Stimme.

Guerreville hielt die Hand hin, die er sanft gedrückt fühlte, ohne daß man es versuchte, ihm die Handschuhe anzupassen; er erhob nun seine Augen zu der Verkäuferin und beider Blicke begegneten sich.

„Maria! . . ." rief Guerreville.

„Ja, mein Herr, ja . . . Maria . . . Sie sind wohl hier eingetreten, ohne zu wissen, daß dieser Laden mir gehört?"

„Wer hätte mir es sagen können? . . . Und wenn ich es gewußt hätte . . ."

„So wären Sie vielleicht nicht eingetreten."

„O, das habe ich nicht gesagt!"

„Aber ich . . . ich bin überzeugt davon . . . Doch der Zufall war mir günstig und ich fühle mich glücklich, daß Sie, hier vorübergehend, Handschuhe benöthigt waren."

Diese Worte wurden mit mehr Traurigkeit als Verdruß ausgesprochen, und Gerville blieb verlegen, ohne zu wissen, was er antworten sollte.

Die Verkäuferin war eine Frau von sechsunddreißig Jahren, weiß, blond und recht hübsch. Ein über ihre Züge ausgebreiteter Ausdruck von Trau-

rigkeit erhöhte ihre Reize noch. Sie war von feinem, zartem Wuchse und hatte ein jugendliches Benehmen, und alle diejenigen, welche ihr Alter nicht kannten, waren überzeugt, die liebenswürdige Frau wäre nicht über dreißig Jahre alt. Wenn man daher mit ihr einen großen, jungen, schon kräftigen und wohlgebauten Mann erblickte, dessen Züge viel Aehnlichkeit mit denen der Verkäuferin hatten, so sagte man: „Dieser Herr ist Ihr Bruder, Madame; nicht wahr?“

Aber die hübsche Frau umarmte den großen Jungen zärtlich und antwortete: „Nein, es ist mein Sohn!“

„Ihr Sohn? ... Aber das ist nicht möglich ... Ihr Stiefsohn, wollen Sie sagen!“

„Nein, es ist mein Sohn, ich bin seine rechte Mutter.“

„Aber, wie alt ist er denn?“

„Bald neunzehn Jahre.“

„Ach, mein Gott! ... wer hätte das je geglaubt! ... Sie, Madame, schon einen Sohn von neunzehn Jahren! ... Sie müssen sich sehr jung verheirathet haben.“

Und die Ausrufungen des Erstaunens wurden erneuert und wiederholten sich eben so oft, als Julius im Laden stand und eine neue Kunde eintrat. Oft sogar langweilten Madame Gallet all die faden Schmeicheleien, die sie anhören mußte; aber sie war Verkäuferin und genöthigt, Alles dies mit freundlicher Miene aufzunehmen.

An diesem Tage war der Sohn der Verkäuferin nicht im Laden, aber die Mutter hätte es wohl gewünscht, daß er da gewesen wäre und ihre Blicke richteten sich oft nach dem Boulevard, in der Hoffnung, dort ihren Sohn zu bemerken; in gleichem Maße vermied sie es, nach dem Hintergrunde des Ladens zu sehen, wo ein etwa vierzig Jahr alter, langer, magerer und sehr garstiger Mann stand, der die Augbraunen zusammenzog, indem er in den Registern nachschlug und seine Rechnungsbücher berichtigte, ohne sich im mindesten um das zu kümmern, was in dem Laden vorging, so sehr schien ihn seine Arbeit in Anspruch zu nehmen.

Guerreville probirte und wählte sich Handschuhe; die Frau hinter dem Ladentische sah ihn öfters prüfend an, schlug dann die Augen nieder oder richtete ihre Blicke nach der Thür; aber sie schien es nicht mehr zu wagen, das Wort an ihn zu richten.

„Es scheint mir, Madame, Sie haben gute Geschäfte gemacht," sagte endlich Guerreville, indem er sich umsah; „dieser Laden ist geschmackvoll, wohl assortirt und befindet sich in einem sehr gelegenen Stadttheile."

„Wenn man sein ganzes Leben hindurch arbeitet, muß man wohl endlich etwas zusammenbringen... Geld verdienen, das ist der einzige Gedanke meines Mannes... dies war immer der Beweggrund aller seiner Handlungen."

„Und im Uebrigen... macht Sie Herr Gallet glücklich?"

„Glücklich! ja, so wie ich es sein kann . . . Er behandelt mich nicht schlecht, aber ich habe ihn auch in den achtzehn Jahren, in denen wir verheirathet sind, nie um einen Ruhe- oder Erholungstag gebeten. Ich war immer da, saß immer in dem Gewölbe . . . zuerst in einem kleinen, sehr einfachen Laden, dann in einem schöneren, nun hier.“

„Dies einförmige Leben muß Sie langweilen.“

„Nein, ich bin daran gewöhnt, ich möchte es nicht mehr vertauschen . . . denn wenn ich so in meinem Laden sitze, oft ganz allein, so kann ich nach Gefallen meinen Gedanken nachhängen, und darin beruht mein Glück! . . . Meine Erinnerungen . . . immer meine Erinnerungen.“

Mariens Stimme verrieth ihre Bewegung, man sah ihr an, daß sie sich Gewalt anthat, um ihre Thränen zurückzuhalten. Guerreville zerdrückte die Handschuhe, die er anprobiren wollte; er war selbst gerührt, obgleich er sich bemühte, es nicht zu scheinen; er hustete zu wiederholten Malen, machte einige Gänge durch das Gewölbe, betrachtete sich den Mann im Hintergrunde, der in seine Bücher vertieft war, ging dann wieder an den Ladentisch und fragte mit leiser Stimme: „Aber haben Sie nicht noch einen andern Trost?“

Maria erhob den Kopf und sah Guerreville an; ein Ausdruck der Freude belebte alle ihre Züge und sie rief: „Ah, Sie haben es doch nicht vergessen! Ich wollte sehen, ob Sie mit mir darüber sprechen würden . . . ob Sie noch an ihn denken . . . an das

arme Kind, meinen Abgott, meinen Schatz... meinen Sohn... Ihren... O, aber, mein Gott! sagen Sie mir doch wenigstens, daß Sie ihn ein wenig lieben... daß Sie ihn sehen... umarmen wollen; sagen Sie mir dies, mein Herr, damit ich das für eine Mutter süßeste Vergnügen empfinde, damit mein Herz noch einmal vor Freude aufjauchze!... O! ja... ja... nicht wahr, Sie haben den Wunsch, ihn zu sehen?"

„Maria! Maria!... Still... nehmen Sie sich in Acht, wenn man Sie hörte..."

„O, es hat keine Gefahr! Man berichtigt die Bücher... man hat keine Lust, auf mich zu hören; zudem war Herr Gallet niemals eifersüchtig... Konnte er es auch sein? Mich heirathend, wußte er wohl, daß ich die Frucht einer schwachen Stunde unter meinem Herzen trug... die Frucht meiner Liebe zu einem Andern!... Ich habe ihm nichts verschwiegen... er hatte nicht das Recht, mir einen Vorwurf zu machen, weil ich ihn nicht zu täuschen versuchte. Er sagte mir, er wäre Philosoph... er würde mein Kind lieben und ihm einen Namen geben. Die fünfzehnhundert Franken, die Sie mir gegeben, überwanden alle Hindernisse; ich, meinerseits, würde es vorgezogen haben, nie zu heirathen und mit meinem Sohn allein zu bleiben, aber Sie wünschten es und ich habe gehorcht."

„Es scheint mir, daß Sie es nicht bereuen dürfen; heute hat Ihr Sohn einen Namen... Sie ebenfalls; Sie sind wohl eingerichtet, angesehen...

Maria! die Fehler der Jugend werden durch eine gute Aufführung verlöscht."

„Ja, aber auch die Glückseligkeit... Doch es mußte so sein!... Und Sie, mein Herr, sind Sie glücklich? Ach! ich habe oft für Sie gebetet, denn ich dachte immer an Sie. Ihre Frau?..."

„Meine Frau ist nicht mehr!... ich habe sie vor zehn Jahren verloren."

„Ihre Frau ist todt! Welches Unglück! sterben, wenn man so glücklich ist... wenn man nichts zu wünschen hat... denn Sie liebten sie und sie sah Sie täglich... Arme Frau! Ach! ich wünschte, ich wäre an ihrer Stelle gewesen und auch schon gestorben. Aber Sie haben Kinder?"

„Ich habe nur eine Tochter, welche verheirathet ist; jetzt wohnt sie weit von mir. Deßhalb habe ich mich in Paris niedergelassen, wo ich es versuchen will, mich ein wenig zu zerstreuen."

„Sie bleiben in Paris? O! dann, wenn Sie es erlauben, wird mein Sohn Sie besuchen... bisweilen;... ich hoffe, dies wird Sie nicht belästigen. O, Sie glauben gar nicht, wie gut er ist, mein lieber Julius; er ist schon ganz Mann. Erinnern Sie sich noch, daß er achtzehn und ein halbes Jahr alt ist... aber er ist voll Talent... voll Geist... und mit einem guten Herzen verbindet er einen ausgezeichneten Charakter."

„Was treibt er?"

„Er hat in einer Pensionsanstalt studirt, aber seine Studien bereits beendet. Ich hätte gewünscht,

daß er für irgend einen ausgezeichneten Stand sich aussprechen möchte, wobei Ruhm zu erwerben ist, wobei man sich einen Namen macht ... etwa als Advokat, als Schriftsteller; aber mein Mann, der nur an den Handel denkt und nur Geld zu verdienen sucht, will seinen Sohn als Commis behalten, weil Julius ihm sehr nützlich ist. Unter uns, ich glaube, mein Sohn möchte gerne Künstler werden; er ist in das Theater vernarrt und erzählt mir fortwährend davon; jede freie Stunde, über die er verfügen kann, bringt er im Theater zu. Das gibt sogar manchmal dazu Anlaß, daß Gallet mit ihm grollt; er wirft ihm vor, daß er all sein Geld für die Comödie ausgebe ... er hat vielleicht nicht Unrecht, denn dieser Enthusiasmus von Julius für das Theater läßt mich manchmal befürchten, er könnte Lust bekommen, Schauspieler zu werden... Das wäre ein großes Unglück, nicht wahr?"

„Warum? wenn er wirklich Talente hätte ... einen entschiedenen Beruf..."

„O, mein Herr! das ist so selten. O nein, ich möchte nicht, daß mein Sohn Schauspieler würde, und ich glaube, es würde auch Ihnen mißfallen. Da mein Julius Sie besuchen wird, so bitte ich Sie, mein Herr, lenken Sie seine Gedanken von dem Theater ab."

„Unter welchem Vorwande soll ich ihm Rathschläge geben? Warum glauben Sie, daß er darauf hören werde?"

„Nun ... weil ... ich weiß nicht ... es scheint

mir, daß er auf Sie hören, Sie beachten müsse; ich werde ihm sagen, Sie seien ein alter Freund meiner Familie, Sie hätten mich gekannt . . . beschützt, als ich eine Waise war. Wollen Sie, daß ich ihm dies sage?"

„Ich verlasse mich auf Sie, Maria, daß Sie Ihrem Sohn nichts sagen werden, was jemals die Achtung schmälern könnte, die er vor seiner Mutter haben muß."

„O! wenn man die Leute recht liebt, so achtet man sie auch immer . . . Also, morgen wird Ihnen mein Sohn die Handschuhe bringen, die Sie sich ausgesucht haben . . . Sie wünschen es, nicht wahr?"

„Ja, Madame."

„Wenn ich nun auch nicht zu hoffen wage, mein Herr, daß Ihnen mein Anblick angenehm sei, so würde es mich doch sehr glücklich machen, wenn Sie im Vorbeigehen vor diesem Laden irgend etwas einzukaufen hätten."

„Sie dürfen überzeugt sein, Madame, daß ich stets diesem Magazine den Vorzug geben werde . . . Hier ist meine Adresse . . . Sagen Sie Ihrem Sohne, daß ich stets bis gegen Mittag zu treffen bin."

„O, ich werde es nicht vergessen."

„Adieu, Madame."

„Adieu, mein Herr."

Guerreville wechselte einen letzten Blick mit

der Verkäuferin, dann verließ er den Laden und ging nach Hause, indem er sagte: „Sonderbarer Tag!... Das waren Begegnungen, die ich nicht erwartete!... Arme Frau!... Das Alles war meinem Gedächtnisse entschwunden!“

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 95

Stuttgart 1846

P.o.gall. 2569 l-95

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101660-1